



DIE BAUERNSTUBEN DES GERMANISCHEN MUSEUMS.

VON DR. OTTO LAUFFER-FRANKFURT A. M.

IV.

Die Stube des Hallig-Hauses.

An das niederdeutsche Flett lehnt sich im lokalen Zusammenhange der Museums-Stuben ein kleiner Raum, 3,85 m. lang und 3,35 m. breit: die Halligstube. Dieselbe erweckt in uns und unzweifelhaft auch bei allen Forschern schleswig-holsteinischer Landes- und Volkskunde die Erinnerung an unseren früh dahingeshiedenen Freund und Kollegen Eugen Traeger. Niemand hat sich um die wissenschaftliche Erforschung der Halligen solche Verdienste erworben wie er, niemand ist mit gleicher Energie wie er mit Wort und Schrift dafür eingetreten, diese an der Westküste Schleswig-Holsteins gelegenen Inselchen, die Reste alten Festlandes, gegen die täglich mehr sie zerbröckelnden Fluten des Meeres durch Damm und Buhne zu schützen. Die Fürsorge für die Halligen war ihm zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe geworden, der er eine ganze Reihe von Schriften, vor allem sein Buch: »Die Halligen der Nordsee,« gewidmet hat⁹⁶⁾. Seinem Eifer ist es auch in erster Linie zu danken, daß für das germanische Museum eine hinreichende Menge von Hausteilen, Möbeln und Ausstattungsstücken erworben werden konnten,

96) In »Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde«. Herausg. von A. Kirchhoff. Bd. VI. H. 3. Mit 3 Karten und 19 Textillustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn 1892. [Ich citiere: »Traeger, Halligen.«] Von den Schriften, durch die Traeger zum Uferschutz der Halligen aufgerufen hat, nenne ich die Gedichtsammlung: »Im Banne der Nordsee«. Kiel, H. Eckardt (59. S.) 1895 — »Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Mit 10 Abb. u. Skizzen. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. (48. S.) 1900. — »Fortschritt der Arbeiten bei den Halligen und auf den Watten Schleswig-Holsteins« im »Globus« Bd. LXXVIII. (1900) H. 15, S. 244—246. — Schließlich: »Halligbilder« in »Himmel und Erde«. Naturwiss. Monatsschrift. Berlin, Jahrg. 1895. Maiheft.

die die Errichtung einer eigenen Halligstube ermöglicht haben. Auch über diese Stücke hat Traeger bereits eingehend berichtet in den beiden Aufsätzen: »Friesische Häuser auf den Halligen«⁹⁷⁾ und »Geschnitzte friesische Türen im germanischen Museum«⁹⁸⁾, und ich hebe ausdrücklich hervor, daß heute niemand vor ihm berufen wäre, die aus jenen Stücken zusammengesetzte Stube zu besprechen, wenn er noch am Leben wäre. Umso eher werden wir des öfteren Veranlassung haben, uns auf seine Mitteilungen zu beziehen. —

Indem wir nun an unsere Aufgabe herantreten, müssen wir uns, bevor wir die Halligstube selbst kennen lernen, zunächst ein wenig mit dem großen Ganzen des Hallighauses bekannt machen, denn es kann nicht oft genug betont werden, daß alle diese Stuben nicht allein, und oft nicht einmal in erster Linie als Dokumente der Bauernkunst aufbewahrt werden. Sie sind vor allem als die äußeren Formen der Wohn- und Lebensverhältnisse ihrer Erbauer zu betrachten. Sie sind eines der interessantesten Teile der Wirtschaftsformen und des bei den landschaftlich verschiedenen Wohnbauten ebenso verschiedenen Hausgedankens, der von Landschaft und Klima, der stammesmäßigen Veranlagung der Bewohner und manchen anderen Einwirkungen abhängig ist, auf die ich in dem einleitenden Abschnitt dieser Besprechungen hingewiesen habe. Wer aber in diesen Bauernstuben nichts anderes sehen will als die Erzeugnisse einer im Vergleich zur Kunstindustrie oft nur mäßigen Handwerksarbeit, der tritt mit sehr unzureichenden wissenschaftlichen Voraussetzungen an die Kritik der Stuben heran, und jedenfalls lernt er nur den weitaus geringsten Teil von dem, was sie wirklich zu lehren haben. Zwar ist die Stube — wenigstens in Deutschland — heute meist das wichtigste Glied des gesamten Hauswesens, da sie für den Schöpfer und Träger des Hausgedankens, für den Menschen selbst als Wohnraum dient, aber sie bleibt doch immer nur ein Teil vom Ganzen, und darum begnügt sich heute die wissenschaftliche Volkskunde, wie ich ebenfalls in der Einleitung bemerkte, je länger je weniger mit der bloßen museologischen Behandlung von Bauernstuben, sondern verlangt die Aufstellung von ganzen Bauernhäusern in den sogenannten Freiluftmuseen. Wenn das germanische Museum dieser Forderung aus ersichtlichen äußeren Gründen nicht genügen konnte, so haben wir hier umso mehr Veranlassung, die Häuser, denen die einzelnen Stuben angehören, wenigstens nach ihren typischen Eigenschaften kurz zu besprechen⁹⁹⁾.

97) Mitteilungen d. germ. Museums 1896. S. 112—119. Mit 3 Grundrissen. [Ich citiere: »Traeger, Fries. Häuser«.]

98) Ebenda. 1896. S. 130—134. Mit 1 Lichtdrucktafel.

99) Bezüglich einer entsprechenden Behandlung des Hindelooper Hauses fehlte es mir seiner Zeit leider an den nötigen Grundlagen. Nachträglich will ich jetzt wenigstens auf das Werk von C. H. Peters, Reichsbaumeister im Haag: »Overzicht over de boerenplaatsen-bouw in Nederland«. (Verl. van Druten en Bleeker Sneek 1872) hinweisen, sowie auf die Arbeiten des Prof. J. H. Gallée in Utrecht, der eine kurze Übersicht über die verschiedenen niederländischen Hausformen gegeben hat in: »Het boerenhuis in Nederland« (Tentoonstelling van hulpmiddelen bij het aardrijkskundig onderwijs. Amsterdam 1902.)

Das Hallighaus beherbergt ein festes derbes Geschlecht, ruhig und ernst, freundlich und gutmütig, kaltblütig und entschlossen. Von Jugend auf an das rings sie umgebende Meer gewöhnt, sind diese Friesen die geborenen Seeleute, und wir werden sehen, wie diese ihre, man kann sagen einzige volkstümliche Beschäftigung auch den Wohnungen den Stempel aufgedrückt hat. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sie es angesehen, wie das Meer oft nur in stiller täglicher Arbeit mehr und mehr von den Ufern ihrer kleinen Halligen abgeschwemmt hat, oft auch an Tagen des unbeschreiblichen Elendes in furchtbaren Sturmfluten über sie hereingebrochen ist, große Strecken festen Landes auf einmal fortgerissen und an den nur halb verwüsteten Stellen die Häuser unterspült und umgeworfen und vielen Menschen und unzähligen Stücken ihrer Viehbestände den Tod und ein feuchtes Grab bereitet hat. Trotz alledem haben die Bewohner den Kampf mit dem Meere, der fast den ganzen Inhalt, der die Ehre und die Tragik ihrer Geschichte ausmacht, nicht aufgegeben, und mit der Zähigkeit, mit der sie an ihrer alten volkstümlichen Sprache, bis tief in das 19. Jahrhundert hinein festgehalten haben, sind sie auch der viel gefährdeten Heimat trotz Not und Tod von Geschlecht zu Geschlecht treu geblieben¹⁰⁰).

Die Vorstellung von dem täglichen Kampfe, den der Halligfrieze mit dem Meere zu kämpfen hat, müssen wir im Gedächtnis behalten. Er gibt dem energischen, in mancher Beziehung trotzigen Charakter der Menschen das Gepräge, ebenso sehr wie den äußeren Formen der Lebenshaltung. Er hat auch das Wesen wie des Friesenhauses überhaupt, so besonders des Hauses der Halligen in den mannigfachsten Beziehungen auf das Nachhaltigste bedingt.

• Wer heute auf dem Gipfel des Leuchtturms der nordfriesischen Insel Amrum stehend, seine Blicke gegen das schleswig-holsteinische Festland

100) Über den Volkscharakter vergl. Traeger, Halligen S. 270 ff. — Ebendort S. 236 ff. ist die ganze Reihe der großen Sturmfluten zusammengestellt. Von der letzten derselben, die in der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 stattfand, hat J. C. Biernatzki, damals Pfarrer auf der Hallig Nordstrandischmoor, in seiner Novelle: »Die Hallig oder die Schiffsbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee« [ich benutze H. Düntzers Ausgabe in der Collection Spemann] eine ergreifende Schilderung gegeben. — Über die Friesensprache auf den Halligen vergl. Theod. Siebs, »Geschichte der friesischen Sprache« in H. Paul's »Grundriß der germanischen Philologie.« Straßburg. Trübner. 2. Aufl. 1901 ff. I, S. 1171, wo die weitere Literatur angegeben ist. — Folgende Zeitschriften, die für Nordfriesland und die Halligen manches einschlägige Material enthalten, waren mir hier leider nicht erreichbar: »Veröffentlichungen d. nordfries. Vereins f. Heimatkunde und Heimatliebe«, »Jahrbuch für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg« und »Heimat. Eine natur- und landeskundige Monatsschrift für Schleswig-Holstein«. Die Literatur zur schleswig-holsteinischen Volkskunde vergl. bei Eug. Mogk, Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart in Pauls Grundriß. III. S. 521/2. — Die Werke von Karl Müllenhoff, »Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg«. Kiel 1845 und von C. P. Hansen, »Friesische Sagen und Erzählungen« Altona 1858 und »Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen« Garding 1875 geben, soviel ich sehe, für die Behandlung der volkstümlichen äußeren Denkmäler keinen wesentlichen Beitrag.

richtet und rechts an Föhr vorbei gegen Osten und Südosten schaut, dem erscheinen die kleinen und ganz kleinen Halligen über das Meer verstreut ähnlich, wie wenn man von Bergeshöhe auf das die Thäler und Ebene umhüllende Nebelmeer herabsieht, aus dem nur die obersten Spitzen der Berge scheinbar zusammenhanglos ein wenig hervorragen. Nur $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ m steigen die niedrigen, von Alters her unbedeckten Halliginseln — im Ganzen sind es 11 an der Zahl — aus dem sie umgebenden Wattenplateau empor, welches zur Flutzeit ganz von den Meereswogen überdeckt ist¹⁰¹). Kein Wunder, daß die Menschen sich bestrebt haben, bei solch gefährlicher Nähe des nicht immer freundlichen Meeres sich mit ihren Wohnungen möglichst hoch über den Erdboden zu erheben, und so haben sie ihre Häuser auf natürlichen oder künstlichen Hügeln, den sogenannten Werften erbaut, die etwa 4 m. hoch aus der Halligmarsch hervorragen. Die ganze, oft allerdings nur sehr kleine Hallig-Gemeinde muß sich auf dieser Werft einrichten. Sehr viel Raum darf also mit den Ansiedelungen nicht verschwendet werden, immerhin bleibt meist noch so viel Platz übrig, daß sich kleine Gärtchen an die Wohnhäuser anlehnen können. Traeger hat von den Besiedelungen einer mittelgroßen Werft, sowie von denjenigen auf der ziemlich großen Hauswarf der Hallig Hooge, die im ganzen 17 Wohnhäuser umfaßt, genaue Grundrisse gegeben, auf die ich hier verweisen kann¹⁰²).

Schon aus jenen Grundrissen ist ersichtlich, daß, wie auch sonst mehrfach betont wird, die Firstrichtung aller Häuser ein und dieselbe ist, da sie sämtlich ihre Giebel nach Osten und Westen kehren¹⁰³). Das ist nicht nur eine Folge des Bestrebens, die ganze Breitseite des Hauses der Sonne zuzuwenden, sondern vor allen Dingen wird dadurch erreicht, daß die Häuser den stark wehenden Westwinden eine möglichst geringe Angriffsfläche entgegenzusetzen, ein Bestreben, dem auch wohl das, wie es scheint, fast durchgängige Vorhandensein von Walm- beziehungsweise Halbwalmdächern zuzuschreiben ist. Nicht nur für die Hallighäuser ist diese Westostrichtung bezeugt, sie scheint auch sonst in Schleswig-Holstein verbreitet zu sein, wenigstens schreibt sie Wilh. Hamm auch dem alten Angler Hause zu, indem er dabei ausdrücklich die Rücksicht auf die häufigen westlichen Stürme hervorhebt¹⁰⁴).

Äußerlich sind die Häuser von Ziegelsteinen erbaut, einstöckig, mit kappenartig darübergedeckten mächtigen Strohdächern. Sie sind durchaus

101) Vergl. Traeger, Halligen S. 242 ff. und Christian Jensen, Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen 'vormals und jetzt'. Hamburg 1891. S. 73 und Aug. Sach, »Die deutsche Heimat, Landschaft und Volkstum«. Halle. Waisenhaus. 1902.

102) Traeger, Halligen S. 249 u. 251. Auf die ebendort S. 281 ff. geschilderten sehr interessanten, [der Art des Landes merkwürdig angepaßten Besitzverhältnisse an Grund und Boden sei hiermit ebenfalls hingewiesen. — Über die Hallig-Gärten vergl. Kohl, »Die Marschen, und Inseln Schleswig-Holsteins«. 1846. I, 352/353.

103) Traeger, Halligen S. 262. Ebenso vergl. Heinr. Sauer mann, »Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg« 1903. S. 30 gelegentlich einer Besprechung der dort aufgestellten Wohnstube von der Hallig Hooge.

104) Wilh. Hamm, »Die Bauernhäuser in Schleswig-Holstein« in »Westermanns Monatsheften«. XVIII. (1865.) S. 613.

einfach, aber immer sauber, und mit ihren meist gruppenförmig zusammengestellten Fenstern machen sie trotz der Schwere des Daches einen freundlichen Eindruck¹⁰⁵). Fachwerk kommt an den Außenwänden, soviel ich sehe, niemals vor, wenigstens wird das für die konstruktiv durchaus gleichartigen Häuser auf den Nachbarinseln Föhr und Sylt ausdrücklich hervorgehoben¹⁰⁶). Wenn man also im Germanischen Museum die Halligstube gegen den Museumsgang hin mit einer getünchten Fachwerkwand von rot gestrichenen Balken und mit einem darübersetzten Ziegeldach abgeschlossen findet, so muß man nicht annehmen, daß damit das Äußere des Hallighauses imitiert werden soll, auch würde, im Verhältnis zu der Fensterwand der Stube, der First um einen rechten Winkel herumschwenken müssen, damit die Traufe der Wirklichkeit entsprechend über die Fensterwand zu liegen käme.

Nur in einer Beziehung scheint — wenn wir von den Größenverhältnissen einmal absehen — dem Hallighause ein sonst gewöhnliches Charakteristikum des typischen Friesenhauses zu mangeln: Uhle berichtet, daß dem Hallighause der Vorgiebel vielleicht durchaus fehle¹⁰⁷), während im übrigen das friesische Haus an der Front über der Haustür so allgemein einen steinernen Giebel hat, daß das Haus ohne einen solchen nach Clement's Meinung (S. 134) überhaupt kein friesisches Haus mehr ist. Durchgängig fehlt der Giebel aber auch an den Hallighäusern nicht. Auf den von Traeger (»Halligen,« Fig. 5 und 7) gegebenen Abbildungen ist sein Vorhandensein je einmal zu konstatieren.

Auch weise ich ausdrücklich darauf hin, daß in direktem Gegensatze zu Uhle eine Äußerung Johansen's steht, welche klar besagt: »Über der Haustür hat jedes altfriesische Hallighaus einen steinernen Giebel (Frontispice), dessen hohe Spitze weit hinausblickt auf die wogende See«¹⁰⁸). Für Amrum und Sylt werden die Türgiebel bezeugt durch zwei Abbildungen (Nr. 14 und 15) auf Blatt »Schleswig-Holstein Nr. 10« des deutschen Bauernhauswerkes. Es scheint demnach, daß Uhle's Bemerkung einer teilweisen Berichtigung bedarf, und damit stimmt denn auch Traegers Mitteilung überein: »Nicht mehr regelmäßig wie früher ragt auf den Halligen ein Giebel aus dem Dache über der Haustür hervor, wie er sonst charakteristisch ist für das friesische Haus auch auf den Utlanden«¹⁰⁹).

Übrigens ist das Vorhandensein des Frontgiebels nur ein äußeres Merkmal, welches für die Zuschreibung eines Wohnbaues zu der großen Gattung des Friesenhauses nur einen von mehreren Anhaltspunkten gewährt. Wichtig

105) Vergl. Sach, Deutsche Heimat S. 237. — K. J. Clement, »Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen«. Kiel, 1845. S. 134.

106) Vergl. M. Uhle, »Das Föhringer Haus« in den »Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«. Bd. XXII. 1890. S. (63). — Jensen, Nordfr. Inseln S. 100.

107) Uhle a. a. O. S. (68).

108) Chr. Johansen, »Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt«. Schleswig. 1866. S. 27.

109) Traeger, Fries. Häuser, S. 119.

und ausschlaggebend sind in dieser Hinsicht vor allem der Grundriß und die Konstruktion, denen wir uns im folgenden zuwenden.

Das friesische Haus in seiner einfachsten Form ist, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen betrachtet, ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt alle Wirtschaftsräume unter einem Dache¹¹⁰). Rücksichtlich seiner Hauskultur ist es ursprünglich ein Einfeuerhaus, d. h. es besitzt nur eine Feuerstelle, nämlich den Herd, aber keinen Ofen. Es geht demnach, wie schon Henning, »Das deutsche Haus« S. 40 erkannt hat, auf dieselben Anfänge zurück wie das sächsische Haus, mit dem es zusammen den niederdeutschen Haustypus bildet. Nachdem dann der Ofen eingeführt war und damit das ursprünglich typische Einfeuerhaus sich zum Zweifeuerhause entwickelte, ein Ausdruck, den man streng genommen nicht einmal auf diese neuen Formen anwenden darf, hat es dann insofern eine andere Entwicklung als das sächsische Haus genommen, daß bei ihm die Wohnräume in einer anderen Weise angegliedert und vielfach mit einem eigenen Dache versehen wurden, dessen First senkrecht zu demjenigen des alten Hauptbaues steht, wodurch die bekannte T-Form des friesischen Hauses entstanden ist. Wie es von dieser immerhin noch ziemlich einfachen Gestalt später unter Einwirkung reicher entwickelter wirtschaftlicher Verhältnisse sich zu den verschiedensten und oft sehr komplizierten Formen entwickelt hat, muß hier außer Betracht bleiben¹¹¹).

Jedenfalls sieht man, daß die lokalen oder zeitlichen Änderungen des Wirtschaftsbetriebes auch auf die Ausgestaltung des Hauses von entscheidender Bedeutung sind, und bei so völlig eigenartigen Bodenverhältnissen, wie sie auf den Halligen bestehen, werden wir von vornherein annehmen müssen, daß das volkstümliche Haus dieser nordfriesischen Inseln innerhalb des großen Gebietes des niederdeutschen Haustypus sowohl, wie auch in dem enger umschriebenen Kreise der Verbreitung des Friesenhauses eine Art Sondergattung für sich bildet. Daß z. B. das durchgehends aus beschränkten Verhältnissen erwachsene Haus der Halligleute nicht gewisse gleichmäßig wiederkehrende Unterschiede von dem ausgedehnten Anwesen des wohlhabenden Marschbauern zeigen sollte, müssen wir an und für sich schon für unwahrscheinlich halten. So bietet uns denn auch in der Tat das Hallighaus im Durchschnitt eine Form des Grundrisses dar, die eine allmähliche Verkümmernng des Wirtschaftsteiles des Hauses zu gunsten des Wohnteiles erkennen läßt.

Es leuchtet ein, daß in denjenigen Gegenden, wo der Ackerbau nur sehr wenig oder garnicht betrieben wird, auch die Deele, die große Dreschtemne, in ihrer Wichtigkeit sehr stark eingeschränkt und verkümmern wird, oder endlich sogar ganz verschwinden kann. Nun aber ist der Ackerbau auf den Halligen infolge der Natur des Landes ganz unmöglich. Die Bevölkerung

110) In diesem Punkte ist eine Bemerkung des Herrn Baurat Prejawa in seinen sonst sehr willkommenen Ergänzungen zu meinem Bericht über das Diepholzer Flett und Dönse (Mitteilungen aus dem germ. Museum 1903 S. 131 ff.) zu berichtigen (vergl. a. a. O. S. 134).

111) Vergl. die im Deutschen Bauernhaus-Werk mitgeteilten Grundrisse.

ist, abgesehen von dem erwähnten stark entwickelten Schifferleben, in landwirtschaftlicher Beziehung lediglich auf Viehhaltung und Heuernte angewiesen¹¹²⁾. Die wirtschaftliche Notwendigkeit der Dreschtenne ist dadurch gänzlich aufgehoben, und auch die durch sie bedingten weiten Bodenräume erschienen dem Bauern allem Anschein nach nicht so wichtig und unentbehrlich, daß sie die, zumal bei dem Mangel an Bauholz sehr beträchtlichen Baukosten notwendig erscheinen ließen. Man konnte sich in dieser Hinsicht behelfen, und man behalf sich tatsächlich in der Weise, wie Biernatzki es schildert: »Das geborgene Heu wird in Diemen zusammengehäuft, über die ein Flechtwerk von Stroh, an beiden Enden mit Steinen belastet herabhängt, wodurch sie eine solche Festigkeit gewinnen, daß nur mit einem eisernen Spaten das zum jedesmaligen Gebrauche Nötige abgestochen werden kann, und diese Heuberge an der Seite des Hauses oft noch eine Zuflucht geben, wenn die Mauern vor der Gewalt der Wellen niederbrechen«¹¹³⁾. Damit war auch der letzte Grund geschwunden, der innerhalb des gegebenen Hausgedankens eine Beibehaltung der Tenne hätte stützen können.

Dieser Entwicklung gemäß treten uns auf den nordfriesischen Inseln Grundrißformen entgegen, in denen die Diele entweder zu einem beinahe quadratischen Gemach verkürzt ist, wofür Jensen a. a. O. S. 201, Fig. I ein Beispiel bietet, oder zu einem zwischen Stallungen und Wirtschaftsräumen durchlaufenden Gange zusammengeschrumpft ist, wobei die T-förmige Lage dieses Ganges zum Hausflur noch an die alte Gruppierung erinnert. Für dieses letztere Entwicklungsstadium hat Uhle auf der Insel Föhr einen Beleg gefunden und a. a. O. S. (65) Fig. 7 abgebildet. Auch der von Traeger, Halligen S. 255 Fig. 9 dargebotene »Grundriß des Hauses einer der größten Halligstellen« erinnert noch daran. Bei kleineren Haushaltungen aber schwindet schließlich auch der letzte Rest, ja man kann sagen jede sichtbare Erinnerung an den alten Dreschraum. Seine einzige Nachwirkung ist nur noch in der Tatsache zu verspüren, daß das Haus durch den von der Haustür zur Hintertür quer durchlaufenden Flur nicht nur räumlich, sondern auch wirtschaftlich in zwei von einander geschiedene Teile zerlegt wird, indem auf der einen Seite des Flures sämtliche Wohnräume, auf der anderen sämtliche Stallungen untergebracht sind. Dieses Stadium wird durch den von Jensen a. a. O. S. 201 abgebildeten Grundriß eines Föhrer Hauses vertreten, welches sich auch durch den Abbruch einer ehemaligen Scheune und eines Gefaches des Wohnteiles als in der Verkümmernng befindlich darstellt.

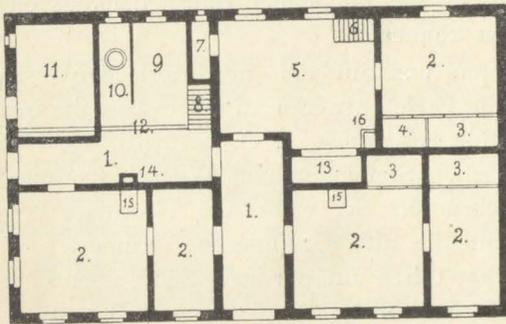
Derselbe Zustand, der durch den — gleichfalls als »Diele« bezeichneten — Flur vollzogenen Trennung von Wohn- und Wirtschaftsräumen wird auch

112) Traeger, »Friesische Häuser« S. 114. Jensen a. a. O. S. 138.

113) Biernatzki, »Die Hallig« S. 10/11. Trotz der von Traeger, »Halligen« S. 240 an B. geübten Kritik, daß seine Halligschilderungen nicht ganz zuverlässig seien, darf obige Schilderung wohl als der Wahrheit entsprechend angenommen werden, zumal wenn wir die von Meiborg Abb. 89 u. 90 dargebotenen Bilder zweier Pellwormischer Bauernhöfe damit vergleichen, die von einer erstaunlich großen Reihe hoch aufgetürmter Diemen dicht umdrängt sind.

noch durch den Grundriß des »Hauses Prott in Westerland« auf Sylt dokumentiert, der in dem deutschen Bauernhauswerke auf Tafel »Schleswig-Holstein Nr. 10« dargeboten ist. Aber auch hier hat sich bereits der Wohnteil zu ungunsten des Wirtschaftsteiles ausgedehnt, denn von diesem letzteren ist ein neben dem nach der Hintertür gerichteten Flurteile, der sogen. Hinterdiele gelegener Raum als Leutestube benutzt, mithin zum Wohnraum geworden. Erst damit ist der entscheidende Schritt getan, der uns endlich zu der Einteilung des kleineren Durchschnittshauses der Halligen führt. Traeger hat von denselben in seinem Aufsatz »Friesische Häuser« Fig. 1—3 einige Grundrisse dargeboten, und diese gebe ich hier in Fig. 31—33 wieder¹¹⁴⁾.

Von diesen 3 Häusern kann man, wenn man will, das zuerst im Grundriß wiedergegebene (Fig. 31) noch ähnlich wie das eben besprochene Haus Prott in Westerland beurteilen. Auch hier kann man zur Not noch in der Gruppierung der beiden Dielen zu einander die Reste der alten T-förmigen



Zu Fig. 31:

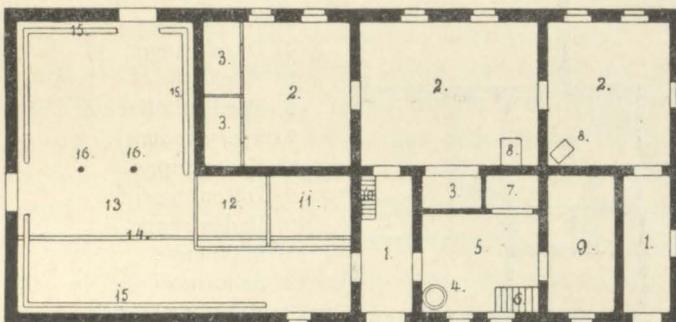
- 1) Diele. 2) Wohnräume.
- 3) Wandbetten. 4) Wandschrank.
- 5) Küche. 6) Kellertreppe.
- 7) Speisekammer. 8) Bodentreppe.
- 9 u. 11) Stallräume.
- 10) Brunnenraum. 12) Düngerrinne.
- 13) Herd. 14) Schornstein.
- 15) Einlegeröfen. 16) Dittenschacht.

Fig. 31. Grundriß eines Hallighauses nach Traeger, Friesische Häuser S. 114.

Disposition erkennen. Aber mehr noch als in jenem Hause sieht man hier, wie der Bedarf an Stall- und Wirtschaftsräumen zurückgegangen ist. Sie sind fast auf ein Sechstel der gesamten Bodenfläche des Hauses beschränkt, und dafür sind die beiden links von der Hauptdiele gelegenen Räume, die eigentlich mit zum Wirtschaftsteile des Hauses gehören, zu Wohnzwecken verwandt worden. Nicht wesentlich anders erscheint die Beschränkung der

114) Johansen gibt für das Hallighaus noch eine reinliche Trennung von Wohnteil und Wirtschaftsteil als allgemein üblich an, denn er sagt in seinem »Halligenbuch« S. 28 »Nur an der einen Seite der Haustür sind einige größere Fenster; denn dies ist die Seite, wo sich die Wohnzimmer und die Küche befinden, während die andere Hälfte des Hauses als Stallgebäude, Feuerungs- und Heuraum benutzt wird und daher nur mit kleineren Fenstern versehen ist«. Daß diese Mitteilung zum mindesten nicht durchgehend richtig ist, wird durch Träger's Grundrisse klar erwiesen. Johanssen kann darum für manche Fälle, wo es sich um größere Betriebe handelt, trotzdem Recht behalten mit seiner auf S. 32 gemachten Angabe, daß »vielerwärts mehr als die Hälfte des Hauses für landwirtschaftliche Zwecke eingerichtet sei«. Dann sind eben dem einfachen Hausrechteck noch besondere Wirtschaftsräume durch Anbauten hinzugefügt. Aber darum handelt es sich hier nicht. Für uns ist hier vielmehr die Frage, ob der Flur das Haus immer in der Weise durchschneidet, daß er Wohnteil und Wirtschaftsteil völlig von einander trennt. Unsere Grundrisse zeigen, daß er das nicht tut.

Wirtschaftsräume bei dem Grundriß in Fig. 32. Von diesem Hause ist wohl zu vermuten, daß es einmal um einige Fach nach rechts erweitert, sein Raum also um die Eckdiele nebst Speisekammer und dahinterliegenden Wohnraum vermehrt worden ist. Nur so erscheint mir die sonst ganz unorganische Eckdiele erklärlich. Ich habe diesen Grundriß genau nach Traegers Vorbilde wiedergegeben, nehme aber an, daß er eigentlich umgekehrt werden muß, um richtig und wie Fig. 31 und 33 orientiert zu sein. Man sieht auf diesen beiden letztgenannten Grundrissen deutlich, daß — wie auch sonst hervorgehoben wird — für die Wohnräume die Lage an der Südseite des westöstlich gerichteten Hauses bei dem erklärlichen Wunsche nach Licht und Wärme die übliche ist, und auch wo von dem Wirtschaftsteile Wohnräume abgetrennt worden sind, scheint es in erster Linie auf der Südseite des Hauses geschehen zu sein, während Wirtschaftsräume und Küche nach der Nordseite liegen. Bei Fig. 32 würde nach Traegers Orientierung in allem das Gegenteil der Fall sein. Ich glaube daher für eine Umdrehung des Grundrisses mich entscheiden zu sollen.



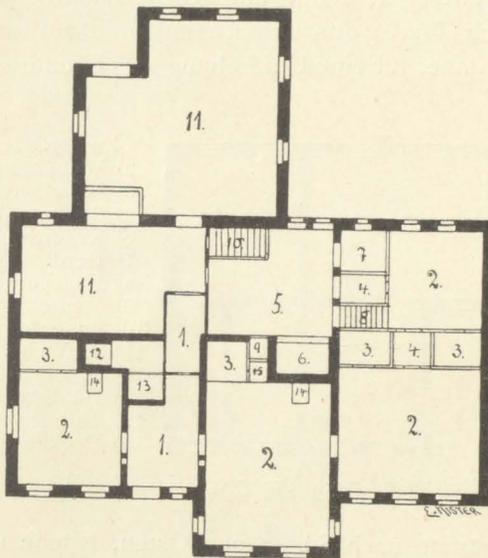
- Zu Fig. 32:** 1) Diele.
 2) Wohnräume.
 3) Wandbetten.
 4) Brunnen. 5) Küche.
 6) Kellertreppe.
 7) Herd.
 8) Einlegeröfen.
 9) Speisekammer.
 10) Bodentreppe.
 11 u. 12) Viehverschläge.
 13) Schafstall.
 14) Düngerrinne.
 15) Futterkrippen.
 16) Deckenstützen.

Fig. 32. Grundriß eines Hallighauses nach Traeger, Friesische Häuser S. 115.

Die Anordnung: Wohnräume nach Süden und Osten, Küche und Stallräume nach Norden und Westen begegnet uns auch bei dem dritten Hause (Fig. 33), das sich von den beiden ersteren im Wesentlichen eigentlich nur durch den hinteren Stallanbau unterscheidet, das aber gerade durch diesen Anbau noch bei den beschränkten Verhältnissen des Hallighauses die Leichtigkeit derartiger Erweiterungen zeigt, die auch sonst bei dem Friesenhaus in so überraschender Weise uns entgegentritt. Dieselbe hat zu den erwähnten komplizierten Grundrissen, die man in manchen Gegenden des Friesenhausgebietes antrifft, überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, und sie scheint sich vor allem durch die weiterhin zu besprechenden konstruktiven Eigentümlichkeiten des friesischen Hauses zu erklären. —

Vergleicht man das, was ich bislang über die Entwicklungsgeschichte des Hallighauses vorgetragen habe, mit den Äußerungen, die Traeger, »Friesische Häuser« S. 114—115 darüber gemacht hat, so wird man bemerken, daß ich von seinen Ansichten in vielen wesentlichen Punkten abweiche. So scheint er auch sich der Auffassung Meiborgs anzuschließen, der den Hallighäusern holländischen Charakter zuschreibt. Ich kann für diese Meinung

nicht den geringsten Anhaltspunkt finden, trotzdem der Verkehr mit Holland, wie wir fernerhin sehen werden, sonst reichlich bezeugt ist. Ich darf aber natürlich die endgültige Entscheidung dieser Frage der weiteren Lokalforschung überlassen. Ganz entschieden ablehnen muß ich es dagegen, wenn Traeger »das fränkische Haus« — er meint wohl allgemein den oberdeutschen Haustypus — zum Vergleiche heranziehen will. Eine solche Zusammenstellung scheint mir nur geeignet, den Leser gründlich in die Irre zu führen. Soviel ist ja freilich sicher, daß die Stube als Wohnraum — auch hier wird sie nach Traeger, Fries. Häuser S. 115 als »Dönse« bezeichnet — vom oberdeutschen Hause her in das niederdeutsche eingedrungen ist, und daß dadurch, aber auch erst dadurch gewisse Ähnlichkeiten in Bezug auf den Wohnteil des Hauses zustande gekommen sind. Aber man darf doch nie vergessen,



Zu Fig. 33:

- 1) Diele.
- 2) Wohnräume.
- 3) Wandbetten.
- 4) Durchgänge.
- 5) Küche.
- 6) Herd mit Backofen.
- 7) Speisekammer.
- 8) Kellertruppe.
- 9) Dittenschacht.
- 10) Bodentreppe.
- 11) Stallräume.
- 12) Schornstein.
- 13) Gerätkammer.
- 14) Einlegeröfen.
- 15) Wandschrank.

Fig. 33. Grundriss eines Hallighauses nach Traeger, Friesische Häuser S. 113.

daß diese Ähnlichkeiten nur sekundärer Natur sind, sodaß das unnötige Bezugnehmen auf Erscheinungsformen des oberdeutschen Hauses eher geeignet ist, die Frage nach der Entwicklungsgeschichte des friesischen Hauses zu verwirren als sie zu klären.

Die neben den Grundrissen stehenden Erklärungen habe ich von Traeger gleichlautend übernommen. Dieselben zeigen leider insofern eine Lücke, als in allen drei Fällen die mit 2 bezeichneten Hausteile schlechthin »Wohnräume« genannt sind. Nun aber begegnet in Bezug auf sie gerade am nordfriesischen Hause eine Unterscheidung, wie sie die deutschen Hausformen sonst heute nicht mehr kennen, und die in den beiden verschiedenen Benennungen »Dönse« und »Pesel« zum Ausdruck kommt. Es scheint daher angebracht, an dieser Stelle ein paar kurze Bemerkungen über jene beiden Namen und Begriffe einzuschalten, und es muß gleich von vornherein gesagt werden, daß über ihre sprachgeschichtliche Erklärung wohl unter den Germanisten ziem-

liche Übereinstimmung herrscht, während über die mit ihnen verbundenen, ursprünglich doch wohl sicher verschiedenen Begriffe vom Standpunkt der Hausforschung noch völliges Dunkel zu liegen scheint. Ziehen wir aber die Betrachtungsweise der Hausforschung zu Rate, so werden wir erkennen, daß durch die sprachliche Erklärung der Namen von Dönse und Pesel noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind. Erst durch eingehende Vergleichung von Name und Begriff werden wir der Wahrheit näher kommen.

Der Name »Dönse« ist uns bereits in Diepholtz begegnet. Im Lüneburgischen ist er heute noch allgemein gebräuchlich, und er war auch im Braunschweigischen, wo er heute überall verschwunden scheint, früher weit verbreitet¹¹⁵⁾. Für die Halligen und auch sonst für Schleswig-Holstein ist er vielfach bezeugt¹¹⁶⁾. Schon im Mittelalter findet sich die Bezeichnung nicht nur in Niederdeutschland als »dornitze, dornze«, sondern auch im Hochdeutschen, wo er heute meines Wissens nirgend mehr vorkommt, als »dürnitz, turnitz« bezeugt. Sie taucht schon im frühen Mittelalter in der Form »turniza« als Ausdruck für das Heißbad und dann allgemeiner für das heizbare Zimmer auf, und M. Heyne, dem ich diese Angaben entnehme, berichtet, sie solle ein slavisches Lehnwort sein. Er findet für diese Erklärung darin eine Bestätigung, daß der Ausdruck nur bei den nieder- und hochdeutschen Stämmen, die an Slaven stoßen, vorkomme¹¹⁷⁾. Wenn diese Deutung zutrifft, so bleiben darum aber immer noch eine Reihe von Fragen unbeantwortet, die für die Hausforschung von großer Wichtigkeit sind. Wie kommt es, daß allein die Friesen, die doch nicht an Slaven anstoßen, den angeblich slavischen Namen bis heute durchgehends bewahrt haben? Wie kommt es, daß er sich in den altslavischen Gebieten, soviel ich sehe, überhaupt nicht findet?¹¹⁸⁾ ein Umstand, der die slavische Ableitung des Namens »Dönse« doch erheblich in Frage stellt? Wie soll es endlich zu erklären sein, daß man überhaupt darauf kommen konnte, den Raum, für den man doch in Oberdeutschland den Ausdruck Stube besaß, plötzlich mit einem slavischen Lehnworte zu bezeichnen? Daß es sich dabei nur um eine Mode-laune gehandelt habe, erscheint bei dem Verhältnis des deutschen Mittelalters zum Slaventum ausgeschlossen. Es muß sich doch wohl um eine neue oder eigengeartete Erscheinung innerhalb der Hauskultur gehandelt haben, die von den Slaven übernommen und deshalb mit dem slavischen Namen bezeichnet wurde, vorausgesetzt immer, daß jene sprachliche Erklärung richtig ist. End-

115) Vergl. Andree, Braunschweiger Volkskunde 2. Aufl. S. 189.

116) Traeger, Fries. Häuser S. 115. Johansen, a. a. O. S. 29. Als »dörns« »dörnsk«, »dörnisch« bei Meiborg S. 20 ff. 108. 191. Als »dönze«, »dörrinsch« bei J. G. Kohl, »Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein.« Dresden und Leipzig. 1846. I. Bd. S. 114.

117) Vergl. Moriz Heyne, Deutsche Hausaltertümer I, S. 123, 166 und 292. Zahlreiche Nachweisungen aus Baiern und Mitteldeutschland siehe bei Schmeller, Bair. Wb. I, 542 ff. unter »Dürnitz«.

118) Franz Tetzner, »Die Slaven in Deutschland«. Braunschweig 1902 kennt den Ausdruck »Dönz« nur bei den Elbslaven, den Polaben. (S. 356.)

lich aber wie kommt es, daß der niederdeutsche Bauer, der die Errungenschaft der Stube doch dem oberdeutschen Hause und nicht dem slavischen zu verdanken hatte, für diesen neuen Raum nicht auch den oberdeutschen Namen, sondern vielmehr das slavische Fremdwort übernommen haben sollte? Das sind lauter Fragen, auf die meines Wissens bislang jede Antwort fehlt? Man sieht daraus, wie sehr es noch an der genaueren Erforschung der Geschichte des niederdeutschen Hauses mangelt ¹¹⁹⁾.

Viel energischer können wir uns vom Standpunkte der Hausforschung mit der sprachgeschichtlichen Erklärung des Namens »Pesel« auseinandersetzen. Derselbe ist bezeugt als niederd. »pisel, pesel«, altfries. »pisel«, mhd. »phiesel« ¹²⁰⁾. Er stammt vom mlat. *pisalis*, dessen Herkunft Du Cange V, 266 c erklärt: »*vox autem formata est ex latino pensile, i. locus, in quo pensa trahunt mulieres.*« Diesem hat sich Wackernagel in seinem Aufsatz: »Die Umdeutschung fremder Worte« (Kleine Schriften III, S. 275 Anm. 1) angeschlossen, und er sagt, der Pesel sei »eigentlich Arbeitsraum der Weiber und deshalb ein heizbarer Raum«. Ihm sind dann alle weiteren lexikalischen und archäologischen Behandlungen des Pesels in dieser Erklärung so sehr gefolgt, daß es heute für die Sprachforschung durchgehends festzustehen scheint, daß der Name Pesel nichts anderes als einen heizbaren Raum bezeichne ¹²¹⁾. In der Tat lassen sich in der mhd. Literatur eine ganze Reihe von Belegen für die Heizbarkeit des Pfiessels anführen, und besonders die von Schmeller nachgewiesene Bezeichnung »Pfiessel« für einen stark geheizten Trockenraum in Salzsudwerken sowie die Tatsache, daß erstens die französische Bezeichnung für Ofen, *poêle*, ebenfalls auf mlat. *pisalis* zurückgeführt wird, und daß sich ferner schon mittelalterlich die Umdeutung *pilase* zu *pirale* ($\pi\rho\rho$) findet, scheint die Anschauung zu stützen, daß der Pesel von Anfang an ein Wärmeraum sein müsse.

Trotzdem bleibt es für die richtige Beurteilung wichtig, hervorzuheben, daß der Pesel seinem sprachlichen Ursprung nach nur ein Arbeitsgemach für Frauen bedeutet, gleichgültig ob mit oder ohne Heizung ¹²²⁾. Wenn er später

119) Um der Sache näher zu kommen, hätte man wohl zunächst einmal zu konstatieren, wie weit im niederdeutschen Hause die Dönse bei ihrer ersten Verbreitung wirklich als Wohnraum im Sinne der oberdeutschen Stube benutzt ist. Daß das zunächst nur sehr spärlich geschehen ist, und daß die Dönse in dieser Beziehung noch bis tief in's 19. Jahrhundert hinein hinter dem Flett als Wohn- und Arbeitsraum zurückstehen mußte, das beweist — wie mir scheint — eine Mitteilung von Allmers (Marschenbuch S. 184), der im Anschluß an die Besprechung der rückwärtigen Herdwand fortfährt: »Erst hinter dieser Wand sind die Zimmer, die aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Hochzeiten und Kindstaufen gebraucht werden«, eine Bemerkung übrigens, die offenbar die Verhältnisse des sächsischen Hauses im Auge hat.

120) Vergl. Heyne, a. a. O. I, S. 122 u. 166.

121) Vergl. Heyne a. a. O.; K. Weinhold, »Die deutschen Frauen« 3. Aufl. II, 88. Grimm, Deutsches Wörterb. VII, 1696. Ferner die Wörterbücher von Schmeller 2. Aufl. I, 442. Lexer II, 243. Müller-Zarncke II, 1. Abt. S. 493.

122) Dem entspricht durchaus die Art, in der sich Brinckmann, »Das Hamburgische Museum« S. 662 darüber äußert, wo er zugleich mitteilt, daß der Name »in ähnlicher Form auch im skandinavischen Norden vorkommt«.

in den literarischen Belegen, die dem Gebiete des oberdeutschen Hauses entnommen sind, mit dem Begriffe des heizbaren Raumes zusammengefallen ist, so scheint sein Name dort eben einfach als Modewort für die oberdeutsche Stube verwandt zu sein. Auf dem Gebiete des niederdeutschen Hauses aber ist der Pesel fast immer ohne Heizvorrichtung geblieben. Darin beruht der fundamentale Unterschied, den man immer im Auge behalten muß. Zwar finden sich auch hier gelegentliche Bemerkungen, die sich auf Heizbarkeit des niederdeutschen Pesels deuten lassen, so wenn ein Vocabularium von Stralsund übersetzt: »pesel, dornse, estuarium«, oder wenn eine Stelle bei Richthofen, 47,12 sagt: »vnd [wenn] de kolde wynder an geidt, so geidt alle mhan ahn syn hoff vnd huss edder ahn synen warmen pysesell«, oder endlich wenn Neocorus 1,165 beschreibt: am anderen ende (der Diele) ein ehrlich gemack, se hetent pisell, dar in se vor olders tho winters und sommerss tidt, nun averst bi den meisten des sommers ehr wesent hebben mit ehrem gesinde und kinderen gehatt, ock darin se einen frombden gast gevoret unde getracteret.« Aber alle diese Beispiele, die ich bei S. Schiller u. A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch III, 332/3 finde, sind lediglich als Ausnahmen zu betrachten, deren nähere Erklärung ich vorläufig weiterer Lokalforschung überlassen muß.

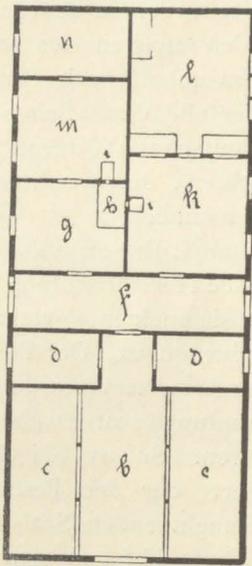
Das Wichtige bleibt, daß auch Schiller und Lübben erklären, daß der Pesel heute »in den Bauernhäusern meist ohne alle Heizvorrichtung ist«, wobei freilich der Begriff der Heizbarkeit nicht, wie sie meinen, »vielfach zurückgetreten«, sondern überhaupt nie vorhanden gewesen ist. Der Pesel tritt uns denn auch sonst vielfach als ungeheizter Raum in den literarischen Quellen entgegen, und um die Richtigkeit meiner Behauptungen zu erweisen, sehe ich mich genötigt, eine Reihe derselben anzuführen. So ist bei Grimm (W. B. VII, 1868) eine Stelle aus Schütze zitiert, der den Pesel als »einen großen, die ganze Breite des Hinterhauses einnehmenden Saal ohne Ofen« beschreibt, und ebenso berichtet Kohl a. a. O. I, 114 von den friesischen Inseln, daß der Pesel »gewöhnlich ohne Ofen« sei. Ulr. Jahn, »Das Ostfelder und friesische Haus« sagt in dem gleichen Sinne: »der Pesel wird nicht geheizt, hat überhaupt keinen Ofen«¹²³), und so lassen sich noch eine große Reihe von gleichen Zeugnissen anführen¹²⁴).

Bei alledem könnte es sich nun freilich immer noch um ein im Laufe der Zeit eingetretenes Verschwinden der früher vorhandenen Heizvorrichtungen handeln. Daß das nicht der Fall ist, läßt sich jedoch sicher nachweisen, denn aus der typischen Anordnung der Wohnräume im Friesenhouse ist klar ersichtlich, daß der Pesel dort überhaupt keine Heizanlage gehabt haben kann.

123) Verhandl. d. Berliner Anthropol. Gesellschaft XXII. 1890. S. (532).

124) H. Sauermann, Führer Flensburg. S. 33: »Das Zimmer (Pesel von der Insel Röm) hat keine Heizstelle.« Sauermann bezeichnet ebenda S. 88 das gleichfalls nicht mit einer Heizanlage versehene Zimmer von Föhr als »sogenannte Kaltstube«. Ob er mit diesem, mir sonst nicht begegneten Namen etwas anderes als den Pesel bezeichnen will, kann ich nicht entscheiden. — Vgl. ferner Meiborg, a. a. O. S. 84: »Der Pesel hat keine Feuerstelle«, sowie die große Zahl der von ihm gegebenen Grundrisse.

Zu dem Zwecke ist zunächst daran zu erinnern, daß die Heizung durch den sogen. »Bilegger« geschieht, d. h. durch einen Ofen, der nicht vom Zimmer selbst angeschürt wird, sondern sich an die Herdwand der Küche anlehnt und vermittels eines durch diese Wand sich öffnenden Schürloches von der Küche aus — vielfach unter direkter Übertragung des Herdfeuers — geheizt wird. Eine andere Art von Öfen gibt es im Bauernhause, man kann fast sagen bis heute, überhaupt nicht, und es ist klar, daß infolgedessen dort nur derjenige Wohnraum geheizt werden kann, der sich an die äußere Seite der Herdwand anlehnt. Nun aber vergleiche man damit die Gruppierung der Wohnräume, die sich bei der, wie wir früher sahen, durch den quer durchlaufenden Flur veranlaßten, von Haus aus typischen Trennung von Wirtschaft- und Wohnräumen ergab. Ich kann mich dabei auf Clements Worte beziehen: »Von



- a) Einfahrtstor.
- b) Diele.
- c) Siedeln (Stallräume).
- d) Bettverschlüge für das Gesinde.
- e) Haustüren.
- f) Hausflur.
- g) Küche.
- h) Herd.
- i) Bilegger.
- k) Dönse.
- l) Pesel.
- m) Dönse für die Altenteilsitzer.
- n) Kammer (zur Aufbewahrung der Milch u. s. w.)

Fig. 34. Schematischer Grundriss eines Friesenhauses aus Ostenfeld.

Nach Jahn i. d. Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthrop. XXII. 1890. S. (532.)

der Haustür bis zur Gartentür geht ein Gang gerade durch, nun hat man entweder links vorn die Tenne, hinten den Stall, und rechts vorn die Stube (mit Pesel) hinten die Küche, oder umgekehrt rechts Tenne und Stall und links Stube und Küche, oder man hat links vorn die Küche, hinten die Stube und rechts vorn die Tenne, hinten den Stall oder umgekehrt rechts Küche und Stube und links Tenne und Stall. Das ist das echte eigentümliche friesische Haus«¹²⁵⁾.

Daraus geht, soweit es für uns wichtig ist, folgendes hervor: An den Flur, die Diele, lehnen sich auf der Wohnseite zwei Räume, die Küche und das Wohnzimmer, die Dönse. Die Trennungswand zwischen ihnen ist die Feuermauer, an welcher einerseits der Herd, andererseits der Bilegger liegt. In der Verlängerung nach der Giebelseite des Hauses liegt dann hinter der

125) Vergl. Clement, a. a. O. S. 134—135.

Dönse der Pesel und neben diesem hinter der Küche eine Kammer. Diese letztere kann an der Wand gegen die Küche mit einem Bilegger versehen und dadurch zu einer, für die Auszügler bestimmten, zweiten Dönse umgewandelt, eventl. auch durch Zweiteilung in eine Dönse mit dahinterliegender Kammer zerlegt werden, wie der schematische Grundriß Fig. 34 — Jahn's Mitteilungen in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie XXII. 1890. S. (532) nachgebildet — in den Räumen m und n erkennen läßt. Der Pesel l liegt innerhalb des Wohnteiles des Hauses diagonal zur Küche g. Er stößt bei einfachen typischen Grundrissen niemals an die Küchenwand an, und es ist daher die Anbringung eines Bilegger im Pesel von vornherein immer unmöglich gemacht. Man sieht also, im typischen Friesenhouse konnte der Pesel überhaupt nie geheizt werden, wie uns außer Fig. 34 eine große Zahl von Grundrissen lehren¹²⁶⁾.

Auch für das Hallighaus läßt sich die mangelnde Heizfähigkeit des Pesel zum Teil noch aus unserer Fig. 33 erkennen, die sonst, wie wir sahen, einen schon nicht mehr typischen Grundriß des Friesenhauses darstellt. Wesentlich deutlicher wird sie durch die von Traeger, Halligen Fig. 8 und 9 abgebildeten Grundrisse zweier Hallighäuser zur Darstellung gebracht.

Durch alles dieses hoffe ich mit hinreichender Beweiskraft erwiesen zu haben, daß der Pesel des Friesenhauses von Anfang an nicht heizbar war, eine Tatsache, die — soviel ich sehe — im Gegensatz zu den Anschauungen der Sprachforscher nur Ulr. Jahn bislang erkannt hat, der a. a. O. S. (532) sich dahin äußert: »Der Pesel wird nicht geheizt, hat überhaupt keinen Ofen . . . Wenn also wirklich Pesel aus *pisalis*, heizbares Gemach, vgl. franz. *poêle* herkommen soll, so ist es *lucus a non lucendo*.« Da aber auch Jahn der dabei sich ergebenden sprachlichen Schwierigkeiten nicht Herr geworden ist, so fasse ich meine Anschauung noch einmal kurz zusammen: Der Ausdruck mhd. *phiesel*, nd. *pisel*, *pesel* kommt von mlat. *pisalis* und bedeutet »Arbeitsraum«. Derselbe entsprach im oberdeutschen Hause der Stube und war geheizt, wodurch sich auch erklärt, daß man in Frankreich den, dem oberdeutschen Hause eigentümlichen Ofen infolge einer Begriffsübertragung als *pisalis*: *poêle* bezeichnete. Im niederdeutschen Hause dagegen ist der Pesel bis in die neueste Zeit ein ungeheizter Raum geblieben.

Die Art der Benutzung, in welcher der friesische Pesel gestanden hat und vielfach heute noch steht, wird von den vielen Berichterstattern mit großer Übereinstimmung geschildert. So erzählt W. Hamm, a. a. O. S. 614/15: »Der Pesel ist ein großer Raum, der Saal des Hauses. Da stehen rings um-

126) Vgl. Deutsches Bauernhaus-Werk, Bll. Schleswig-Holstein Nr. 4—7 und 10—11, wo freilich zum Teil auch kompliziertere Grundrisse mit ganz abseits liegendem, aber auch da immer ungeheizten Pesel sich finden. Vor allem aber mehr als ein Dutzend Grundrisse in Meiborgs vortrefflichem Werke. Die dortselbst S. 105 mitgeteilte Tatsache, daß in den Heidegegenden Mittelschleswigs der Pesel inmitten der Scheidewand gegen die Küche einen großen Kamin besitzt, ist offenbar eine unter bestimmten Einflüssen entstandene lokale Spezialität.

her an den Wänden die großen eichenen Kisten mit künstlichem Eisenbeschlag von durchbrochener Arbeit, rot oder grün ausgemalt, mit Blumen, Namenszügen und Jahreszahlen, zumal der Jahreszahl der Verheiratung des Ehepaars. In diesen Kisten befinden sich die Schätze von Bett- und Leinenzeug. Wir erblicken außerdem regelmäßig noch einen großen, bis zum Boden reichenden braunen Schrank, reich verziert mit Schnitzwerk. . . . Der Pesel ist ohne Ofen, mit steinerner Diele; er wird gebraucht an den Tagen besonderer Familienereignisse. Hier ist die Hochzeit gehalten; hier haben sich die Gäste an den Tauf Tagen der Kinder versammelt; hier sollen die Leichen der verstorbenen Hausbewohner stehen, wie wohl schon deren viele hier gestanden haben mögen. Da hat der Küster, ehe die Leichen aus dem Hause gebracht wurden, einen Gesang angestimmt und eine Parentation gehalten, dann haben die Verwandten und Nachbarn zahlreich ringsumher gesessen beim Trauermahl (Erb Bier) nach angehörter Leichenpredigt und nach geschehener Bestattung des Toten.« Diese Schilderung gilt für das Angler Haus, aber auch sonst wird der Pesel, vielfach fast mit den selben Worten, als ein Raum geschildert, der je nach Bedarf als Prunk- und Staatsstube hergerichtet oder überhaupt zu allen Veranstaltungen innerhalb des Wohnungswesens benützt wird, zu denen die Dönse keinen ausreichenden Platz gewährt¹²⁷⁾, und wenn in einer, speziell auf das uns hier zunächst interessierende Hallighaus bezüglichen Stelle der Pesel nur als »großer Raum, der zur Sommerszeit das Wohn- und Gartenzimmer bildet«, bezeichnet wird, so ist damit sein Wesen wohl nicht mit hinreichender Genauigkeit umschrieben¹²⁸⁾.

Nach alledem ist nun zwar der Name und die heutige Benutzung des Pesels ziemlich klargestellt, allein es bleibt dabei doch immer noch unsicher, wie es kommen konnte, daß der Pesel sich überhaupt als ständiges und typisches Glied in den Wohnteil des Friesenhauses eingeschoben hat, eine Frage, die meines Wissens in dieser Form bislang überhaupt noch nicht gestellt worden ist, deren sichere Beantwortung aber für die Hausforschung von wesentlicher Bedeutung sein würde. Ich denke mir die Entwicklung etwa folgendermaßen: In dem Urtypus des Friesenhauses lag der Herd an der Rückwand der Diele, der Dreschteme, und die seitlichen Kübbungen wurden einerseits als Wohnraum, andererseits als Spülraum benutzt. Als dann unter dem Einflusse des oberdeutschen Hauses hinter der Herdwand noch ein Wohnteil angefügt wurde, bestand derselbe zunächst nur aus zwei Räumen (k und g in Fig. 34). Diese übernahmen lediglich die Haushaltsfunktionen der Kübbungen, d. h. der eine (k) wurde Wohnraum, der andere (g) Spülraum. Der Herd blieb

127) Vgl. Johansen, a. a. O. S. 32 (übrigens fast die einzige Stelle, wo das Fehlen des Ofens nicht besonders erwähnt ist); Kohl, a. a. O. I. S. 114; Meitzen S. 11; Sauer mann, a. a. O. S. 42; Uhle, a. a. O. S. (66); O. Schwindratzheim, »Deutsche Bauernkunst«. Wien. Martin Gerlach & Co. 1904. S. 28. Ebenso die Mitteilungen über die »große Stube« (Storstuen) bei Tröls Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, während des 16. Jahrh.« Kopenhagen 1882. S. 218/19.

128) Th. Mügge, »Eine Sturmnacht auf den Halligen« in Honeks Buch für Winterabende 1849 S. 146 (zitiert nach Grimm Wb. VII, 1868).

zunächst an seiner alten Stelle, und ebenso wurden der alten Gewohnheit gemäß alle außergewöhnlichen Veranstaltungen des häuslichen Lebens, als Kindtaufs-, Hochzeits- und Leichenschmäuse etc., noch auf der Diele abgehalten. Dann aber trat das entscheidende Ereignis ein, daß — gleichfalls unter dem Einflusse des oberdeutschen Hauses — die Wohnräume ganz abgetrennt wurden, indem man die nun entstehende Hausdiele (f) von der Dreschdiele (b) durch eine Quermauer schied. Der Herd wurde nun in den Spülraum (g) verlegt, der dadurch erst zur Küche wurde. Vor allem aber war die nächste Folge die, daß nach jener erwähnten Abtrennung nun auch, wenn ich so sagen soll, die soziale Wertschätzung der Dreschdiele zu sinken begann. Ihre alte wirtschaftliche Funktion blieb dieselbe, aber sie auch noch zu Wohnzwecken und noch dazu bei besonderen Feierlichkeiten zu benutzen, dazu war sie jetzt nicht mehr fein genug. Aus dem Bestreben, diese Lücke auszufüllen, ist man dann — wie ich annehme — dazu gekommen, den Wohnteil um einige Fach zu verlängern, welche hinter der Küche eine Kammer und hinter der Stube, der Dönse, den Pesel aufzunehmen hatten. Zwei Ziele wurden dadurch zugleich erreicht: die Kammer bot die wirtschaftliche Entlastung, welche die zur Küche umgewandelte Spülkammer erforderte, der Pesel aber übernahm alle die Wohnungsfunktionen, die bislang noch von der Dreschdiele erfüllt waren, und die allein zu übernehmen die Dönse räumlich nicht ausreichte.

Ob diese meine Auffassung im Einzelnen richtig ist, das zu kontrollieren überlasse ich gern der weiteren Lokalforschung. Man sieht, welche Aufgaben sich der niederdeutschen Hausforschung noch darbieten. Jedenfalls aber darf ich nach allem, was wir über Dönse und Pesel zu sagen hatten, wohl hoffen, im Verlaufe der weiteren Darstellung, wo wieder von Dönse oder Pesel die Rede sein wird, eine lebendige Vorstellung davon voraussetzen zu können, denn nichts wäre nutzloser, als immer wieder Ausdrücke zu gebrauchen, die der Leser nur zum Teil oder gar nicht versteht, oder ihm von Begriffen zu sprechen, die er nicht kennt. Wem aber sonst unser Bestreben, die Teile des volkstümlichen deutschen Hauses nach Namen und Bedeutung kennen zu lernen, auffällig erscheinen sollte, der möge bedenken, daß wir damit für die deutschen Verhältnisse durchaus keine anderen Studien betreiben, als wie sie unter allgemeiner Zustimmung die klassische Philologie mit Bezug auf das antike Haus seit langem pflegt. —

Neben der Behandlung des Grundrisses ist sodann, wie wir sahen, in gleichem Maße auch die Konstruktionsweise des Hauses für die Zuschreibung zur friesischen Art ausschlaggebend. Wenn wir auch von ihr hier noch mit ein paar Worten reden wollen, so kann es dabei nicht meine Aufgabe sein, die konstruktiven Einzelheiten des Hallighauses zu besprechen, zumal mir in dieser Hinsicht keine eigenen Studien zur Verfügung stehen. Nur wie weit es der typischen Bauweise des Friesenhauses folgt, können wir hervorheben.

Die friesische Bauart unterscheidet sich, wie ich bereits in der Einleitung bemerkte, von derjenigen des Sachsenhauses wesentlich dadurch, daß

bei dem letzteren das mächtige Dach auf den Umfassungsmauern ruht, während es beim Friesenhouse von Ständern getragen wird, die in gleichen Abständen — paarweise je ein sogen. Fach bildend — eine ununterbrochene Reihe von Stützen darstellen. Woher diese Konstruktionsweise ihren Ausgang genommen hat, ist klar. Nur an den Gestaden des Meeres und soweit die Überschwemmungsgebiete reichten, kann sie entstanden sein, denn ihr Zweck beruht eben darin, den wichtigsten Teil des Hauses, das Dach mit seinem weiten Vorratsraum, im Falle einer Überschwemmung vor dem Untergange zu schützen. Dazu aber reichten die Mauern, auf die der von Meereswogen unbedrohte Niedersachse ruhig sein Dach aufsetzen konnte, nicht aus. Sie wären von dem Sturm der Wellen eingedrückt oder unterspült und dann zu Falle gebracht. Ganz anders die schweren Eichenpfeiler. Wenn sie nur tief genug in den Boden eingerammt waren, und wenn sie nur durch ein hinreichend festes Gefüge unter sich und mit dem Balkenwerk des Daches verbunden waren, so konnten die zwischen ihnen aufgeführten Wände und die das Haus umschließenden Außenmauern ruhig von dem überschwemmenden Meere umgeworfen werden, die Stützen selbst aber überstanden für lange Zeit den Andrang der Wellen, und wenn das Wasser nicht gar zu hoch stieg, retteten sie das auf ihnen ruhende Dach, das wie ein Pfahlbau aus den Wogen hervorragte, die unter ihm in Diele und Stall, in Dönse und Pesel ihr Wesen trieben.

Das Hallighaus hat an dieser friesischen Konstruktionsweise teilgenommen, und wenn z. B. von der Überschwemmung des Jahres 1717 berichtet wird: »auf der Hallig Nordmarsch stand das Wasser eine Elle hoch in der Kirche, 19 Häuser wurden völlig vernichtet, nur 11 blieben unbeschädigt, die übrigen 48 sind durchgespült und auf bloßen Säulen stehen geblieben,« so sehen wir, daß damals mehr als die Hälfte sämtlicher vorhandenen Wohnhäuser lediglich jener Säulenkonstruktion die Rettung vor gänzlicher Vernichtung zu danken hatten¹²⁹⁾. So bemerken wir denn auch, daß man auf eine größtmögliche Standfestigkeit der Säulen von vornherein eifrigst bedacht war. Im Grunde genommen kann man die ganze, mit unendlicher Mühe aus übereinander gelegten Rasenstücken erbaute Werft schon mit zu den Substruktionen des Hauses rechnen¹³⁰⁾, und Johansen erzählt, daß in den Fällen, wo die Werft von Grund aus neu gebaut werden mußte, schon während dieser Arbeit die eichenen Ständer aufgerichtet und dann in der schichtenweise um sie emporwachsenen Werft immer mehr mit Erde und Rasenstücken fest umschlossen wurden¹³¹⁾. Wenn man dann, nach Fertigstellung der Werft, um die Ständer herum das Mauerwerk aufführte, so suchte man ihre Festigkeit auch jetzt noch zu erhöhen, indem man sie an den vier Ecken in das Mauerwerk einschloß¹³²⁾.

129) Vgl. Traeger, Halligen S. 239.

130) Vgl. Kohl, Marschen etc. I, 328.

131) Johansen, Halligenbuch S. 26/27. Vgl. auch Sauer mann, a. a. O. S. 86/87.

132) Traeger, Fries. Häuser S. 118. Sach, a. a. O. S. 240.

Das ist die oft bewährte friesische Konstruktionsweise, die ebenso wie für die alten Hallighäuser auch z. B. für diejenigen auf der Nachbarinsel Föhr bezeugt wird¹³³). Auch sie ist trotz ihrer offenbaren Vorzüge seit längerer Zeit im Verschwinden begriffen, denn Jensen berichtet, daß man auf der Insel Sylt schon im 18. Jahrhundert angefangen habe, die Querbalken des Daches nicht mehr auf das Ständergerüst, sondern auf die Mauer zu legen¹³⁴), und in gleicher Weise beklagt Traeger für die neueren Häuser der Halligen nach dieser Hinsicht das Abweichen von der alten Baugewohnheit¹³⁵). Jedenfalls aber kann man heute von diesem Umbildungsprozeß noch gänzlich absehen, wenn man die typische Entwicklung des Friesenhauses darstellen will, und ich glaube, daß auf die konstruktive Art des Ständerbaues auch vor allen Dingen eine Erscheinung zurückgeführt werden muß, die wir bereits bei der Besprechung des Grundrisses zu erwähnen hatten. Das ist die am Friesenhouse geradezu typisch auftretende Leichtigkeit der Erweiterung durch Anbauten, zu denen auch die gelegentliche Verkürzung eines für den Besitzer zu groß gewordenen Hauses die entsprechende Parallele bildet. Beides hat für den Beobachter zunächst etwas höchst auffallendes, wenn man bedenkt, daß bei den anderen volkstümlichen Hausformen ein An- oder Umbau nur mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, sodaß sich der Bauer zu ihnen beinahe ebenso schwer wie zu einem völligen Neubau entschließt. Am Friesenhouse allein ist es erklärlich, denn während anderwärts durch einen Umbau und die damit verbundenen Mauerdurchbrüche zugleich eine Neuverteilung der Last- und Stützenverhältnisse erforderlich wurde, der sich die ländliche Technik nicht gewachsen zeigte, so war es bei der geschilderten Ständerkonstruktion wie wir sahen sogar möglich, daß sämtliche Mauern fortfielen, ohne dadurch die Standfestigkeit des Daches zu gefährden. Unter solchen Umständen, aber auch allein unter solchen, bedeutete es auch für die verhältnismäßig primitive Bautätigkeit keine allzu große Schwierigkeit, dem alten Hause ein paar Gefache an- oder vorzubauen, oder andererseits auch es um ebenso viel zu verkürzen.

Das Dach, welches vor den von Biernatzki geschilderten Diemen in erster Linie als Speicherraum für das Heu, daneben auch für Hausrat und Wintervorräte dient, ist nach Traeger mit Rohrschrauben gedeckt¹³⁶). Wenn Johansen, Halligenbuch S. 27 von Strohdächern spricht, so kommen dieselben für die Halligen selbst wohl weniger in Betracht, da dortselbst wie gesagt keine Halmfrüchte gezogen werden können. Für Amrum und Sylt dagegen bezeugt sie auch Jensen (S. 143), indem er zugleich berichtet, daß beim Decken jener Dächer Seile, Reepen oder Roper genannt, verwandt werden. Aus jeder First ragt ein Schornstein hervor. Giebelkrönungen aber sind unbekannt¹³⁷).

133) Jensen, a. a. O. S. 200—202.

134) Ibid. S. 195.

135) Traeger, Halligen. S. 256.

136) Traeger, Fries. Häuser S. 119.

137) Johansen, S. 27—28. Auch Clement S. 135 sagt: »alle Häuser haben von jeher Schornsteine gehabt.«

Damit haben wir, wie ich hoffe, das Haus der Halligen in seiner baulichen Art auch vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte ein wenig kennen gelernt, und wohl könnte es uns locken, uns nun auch durch einen Rundgang mit der inneren Ausstattung aller seiner Räume bekannt zu machen. Jedoch hier müssen wir uns bescheiden: die Stube allein konnte im Germanischen Museum aufgebaut werden, und so können wir auch nur ihr noch unsere weitere Betrachtung hier zuwenden.

Ehe wir in der Reihe der Museumsbauernstuben die Tür zur Dönse des Hallighauses öffnen, müssen wir gleich mit einem Geständnis beginnen. Der Raum, so wie wir ihn sehen werden, ist nicht etwa, wie es wünschenswert wäre, in allen seinen Teilen von einer der Halligen nach Nürnberg übertragen worden, um dort genau in derselben Weise wieder aufgebaut zu werden. Nur für die Möbeln und Ausstattungsstücke trifft das völlig zu. Die Bauteile dagegen sind leider nicht durchweg alt, sodaß manches ergänzt werden mußte. Dazu kommt auch noch, daß der umschließende Museumsbau gerade für diese Stube nur einen so knapp bemessenen Raum übrig ließ, daß eine der vorhandenen Türen an einer Stelle in die Wand eingesetzt werden mußte, wo sie in Wirklichkeit niemals stehen kann. Wenn man also in Rücksicht auf den Hausgedanken, von dem jede Stube einen Teil bildet, an der Halligstube des Germanischen Museums Kritik üben will, so ist das, wie wir uns selbst am wenigsten verhehlen, durchaus berechtigt. Hier könnte wiederum nur ein Freiluftmuseum allen Ansprüchen Genüge tun. Wer aber von jenem erwähnten Mangel absieht, indem er mehr auf die zur Anschauung gebrachte Hauskultur und auf die in die Augen fallende reiche Betätigung der lokalen »Bauernkunst« den Nachdruck legt, der wird sich alsbald überzeugen, daß das Museum über eine verhältnismäßig große Zahl durch ihre Ausstattung bemerkenswerter Einzelstücke verfügen konnte. Und hoffentlich wird man uns dann auch darin Recht geben, daß es doch wohl am meisten sich empfahl, alle diese Stücke samt Möbeln und Gerät in wenn auch nur annähernd zutreffender Weise zu einem geschlossenen Raume zu vereinen, denn daß sie hier wesentlich besser und richtiger zur Geltung kommen als in einem großen Museumssaale, wird niemand bestreiten können.

Der Raum soll, wie bemerkt, eine Halligdönse zur Anschauung bringen. Er ist 3,85 m lang und 3,35 m breit. Seine Höhe beträgt 2,60 m. Wesentlich bleibt das nicht hinter den gewöhnlichen lokalen Verhältnissen zurück, denn auch mit Bezugnahme auf die im Flensburger Museum aufgebaute »Wohnstube von der Hallig Hooge« berichtet Saueremann (S. 30) erklärend: »mit Rücksicht auf die hohe exponierte Lage des Hallighauses auf der Werft sind die Größen- und Höhenabmessungen beschränkt.« Ebenso wäre auf Jensens Angabe zu verweisen, daß die Stubendecke nur sechs bis sieben Fuß über dem Fußboden lag: »man erzielte dadurch eine leichter zu erwärmende Stube, die meist nur klein war«¹³⁸⁾.

138) Jensen, a. a. O. S. 196. — Für das sächsische Haus in Schleswig-Holstein gibt Hamm a. a. O. S. 606^a eine Stubenhöhe von selten mehr als 10 Fuß an.

Wohl das Auffälligste in der baulichen Erscheinung des ganzen Raumes besteht darin, daß er keine gerade Decke hat. Dieselbe wird vielmehr in etwa $\frac{3}{4}$ m großer Entfernung von der Fensterwand plötzlich von einem, mit dieser parallel laufenden Balkendurchzug unterbrochen, von welchem sie dann schräg zum oberen Rande der Fenster abfällt. Fig. 35, die wir ebenso wie Fig. 39 der Freundlichkeit der Direktion des Kunstgewerbe-Museums Flensburg zu verdanken haben, gibt eine gute Vorstellung davon, und man sieht, wie die über dem Fenster sich hinziehende Deckenschräge in eigentümlicher Weise dazu beiträgt, die reizvolle Raumwirkung des Gemaches zu erhöhen, daher sie uns denn auch sonst mehrfach in Abbildungen begegnet¹³⁹⁾. Trotz-



Fig. 35. **Zimmer vom Jahre 1631 aus Nieblum auf der Insel Föhr.**
Aufgebaut im Kunstgewerbe-Museum zu Flensburg.

dem ist sie nicht in erster Linie als dekoratives Moment zu betrachten, vielmehr ist sie eine direkte Folge der früher besprochenen konstruktiven Verhältnisse des Friesenhauses, denn der hier sichtbare schwere Unterzug eben ist es, der — auf den in den Seitenwänden versteckten Ständern ruhend — die Last des Daches aufzunehmen hat. Freilich wäre ja auch so, wenn es sich nur um den Unterzug allein handelte, eine gerade Durchführung der Decke immer noch möglich, aber zweierlei kommt dazu: einmal die Tatsache, daß bei den älteren Friesenhäusern das Ständergerüst nicht in der Hauswand

139) Vgl. Schwindraheim, Bauernkunst. Taf. I (farbig). Deutsches Bauernhauswerk. Halligblatt, Abb. 1, 3 u. 18. Mielke, Volkskunst. Abb. 41 (nach Zeitschrift für Innendekoration). Meiborg, a. a. O. Abb. 128 und 129 (Gegend zwischen Husum und Tondern).

selbst liegt, sondern nach dem Hausinnern zu ein Stück von ihr zurückliegt, zweitens aber die Eigentümlichkeit, daß die Außenwand selbst, wohl um bei Überschwemmungen weniger leicht umgeworfen zu werden, nur zu einer möglichst geringen Höhe emporgeführt wird, so daß sie nicht ganz bis an die Stubendecke heranreicht. Erst indem, meist durch Schalbretter, die Verbindung von der oberen Wandkante zu dem höher gelegenen Unterzug hergestellt wird, entsteht die erwähnte Deckenschräge und die durch sie bedingte erkerartige Fensternische, die als »Ausbauer« bezeichnet wird, die meist den bevorzugten Arbeitsplatz innerhalb der Dönse darbietet, und die mit ihrem weiten Ausblick auf das Meer ein so wesentliches Charakteristikum für die Raumwirkung der Dönse ausmacht¹⁴⁰⁾.

Wenn man in dem Raume selbst steht, wird man leicht den Eindruck haben, als ob mit der Deckenschräge das Hausdach selbst ein Stück in die Dönse hineinragte. Tatsächlich ist es aber nicht der Fall, denn die Schalbretter bilden, wie man sich im Bodenraum des Hauses überzeugen kann, mit der Dachneigung einen Winkel, und so entsteht unter dem Dache eine Art toten Raumes, der zu nichts anderem gut ist, als daß die Katzen dort ihr Wesen treiben, woher er denn auch den Namen »Kattschurf« oder »Kattschirm« erhalten hat¹⁴¹⁾.

Die also dargestellten konstruktiven Grundbedingungen des »Ausbauers« legen übrigens den Gedanken nahe, daß mit ihm und seiner Deckenschräge auch eine andere erwähnte Eigentümlichkeit des Friesenhauses, die scheinbar gar nichts mit ihm zu tun hat, in einem ursächlichen Zusammenhang stehen möchte, das sind die Dachgiebel über der Tür. Freilich ist, nach den mir zur Verfügung stehenden Abbildungen zu urteilen, die Haustür nirgends höher als die daneben liegenden Dönsenfenster hinaufgeführt, insofern könnte die Deckenschräge also wie in der Dönse oberhalb der Fenster, so auch in der Hausdiele oberhalb der Tür durchlaufen. Nun aber ist doch etwas anderes zu bedenken. Wenn man, wie es überall geschehen ist, oberhalb der Tür noch ein Dachloch zum Einholen der Heuvorräte etc. anbringen wollte, so hätten sich bei einer einfachen Dachluke die größten Schwierigkeiten ergeben, solange der »Kattschirm« auch über der Tür durchlief. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß man vor allem, um oberhalb der Tür den Kattschirm zu vermeiden, die Hauswand an dieser Stelle höher hinaufführte und so die besprochenen Türgiebel entstehen ließ. Jedenfalls aber wäre zu untersuchen, ob der in neuerer Zeit mehrfach begegnende Fortfall der Giebel sich nur an den Häusern findet, wo auch die Ausbauer fehlen, wo also die Ständer entweder innerhalb der Hausmauer liegen, oder wo das friesische Stützensystem überhaupt aufgegeben und das Dach direkt auf die Mauer aufgelegt ist. Wenn das Verschwinden jener beiden typischen Erscheinungen des Friesenhauses überall gleichzeitig auftreten sollte, so wäre

140) Vgl. Jensen, a. a. O. S. 204 (Föhr u. Sylt); Uhle, a. a. O. S. (65); Schwindrazheim, a. a. O. S. 120.

141) Uhle, a. a. O. S. (65). Vgl. auch Sauer mann, a. a. O. S. 87, der aber mit Uhle's Ausführungen nicht ganz überein zu stimmen scheint.

meines Erachtens dadurch sicher bewiesen, daß sie auch da, wo sie gemeinsam vorhanden sind, sich gegenseitig bedingen.

Von den Fenstern der Museums-Dönse ist eines nur einflügelig. Das andere hat zwei Flügel mit je 12 Scheiben und ist mehr breit als hoch (1,27 : 1,10 m). Jensen berichtet, daß die Stube des Föhrer Hauses im Anfang des 19. Jahrhunderts in der Regel zwei Fenster mit je 16 Scheiben enthielt¹⁴²⁾.

Was im übrigen die Zusammenstellung der einzelnen Stubenteile im Germanischen Museum anlangt, so haben wie gesagt, äußere Einflüsse mehrfach darauf eingewirkt. Es scheint deshalb angebracht, zunächst ein paar Schilderungen anzuführen, die der nordfriesischen Literatur entnommen sind. So schreibt Johansen, Halligenbuch S. 28 — und Jensen S. 204 stimmt ihm zu —: »die Wohnzimmer, Dönsen, in den Hallighäusern sind den Schiffskajüten ähnlich. Die hölzerne Wand — der Stubentür gegenüber — heißt die Bettwand. In dieser Wand befinden sich die Bettstellen, welche aus Nischen bestehen, die mit Betttüren versehen sind. Zwischen den beiden großen Wandbettstellen hängt die holländische Wanduhr, deren Gehäuse mit Meerweibergestalten verziert ist, ebenfalls in einer Nische. In einem Winkel des Zimmers, bisweilen auch über dem eisernen Beilegerofen, siehst du den Glasschrank, ebenfalls eine Nische, und hinter der Glastür glänzt das Silber- und Porzellangeschirr. In der Ofenwand, zwischen Wohnstube und Küche, ist der eiserne Ofen eingemauert.« Dieselbe Anlage, wie sie hier geschildert ist, zeigt auch das Wohnzimmer des Hauses Prott in Westerland auf dem mehrfach erwähnten Blatte des deutschen Bauernhauswerkes, sie ist also offenbar als die typische anzusehen.

Der Vergleich der nordfriesischen Dönse mit einer Schiffskajüte, den die angeführte Stelle enthält, findet sich auch sonst. Auch Sauer mann hebt bei der Beschreibung des Pesels von der Insel Röm die gleiche Ähnlichkeit heraus (S. 33), und es darf hier wohl darauf hingewiesen werden, daß Lehmann, indem er die Kajüte eines Blankeneser Fischerewers beschreibt, die Gleichartigkeit der Blankeneser Stube hervorhebt¹⁴³⁾. Der Vergleich muß sich in der Tat aufgedrängt haben bei alle den Zimmern, in denen die Wände größtenteils vertäfelt waren. Bei der Bettwand war das ja immer der Fall, vielfach auch bei der Fensterwand, und wo auch die Wand nach dem Hausflur die gleiche Ausstattung erhielt, da blieb nur die Ofenwand zur Bedeckung mit Fliesen übrig, und wenn man dann die Holzdecke der Stube noch mit in Betracht zieht, so liegt bei der Niedrigkeit des Raumes und der Kleinheit der Fenster der Vergleich mit der Kajüte sehr nahe, umsomehr als es größtenteils eine Schifferbevölkerung ist, die diesen Raum bewohnt (vgl. Fig. 35).

In der Dönse des Germanischen Museums hat man den kajütenartigen Eindruck nicht so sehr, denn hier herrscht die Fliesenwand vor. Nicht nur

142) Das Föhrer Zimmer im Flensburger Museum enthält »zwei dreiteilige Fenster von mäßiger Höhe, die durch verschiebbare Läden von innen geschlossen werden können.« (Sauer mann, S. 88.)

143) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903. S. 40.

die Ofenwand, sondern auch die Fensterwand und diejenige nach der Vorderseite sind mit Plättchen belegt, die hier nach Weigelt S. 25, in einer der ursprünglichen Bedeutung des Wortes durchaus nicht mehr entsprechenden Weise, als »Kacheln« bezeichnet werden¹⁴⁴), und es geht aus mehr als einer Stelle der einschlägigen Literatur hervor, daß auch sonst die Fliesen nicht nur auf die Ofenwand beschränkt geblieben sind¹⁴⁵).

Die in der Museumsdönse verwandten Fliesen zeigen, manganviolett auf weißem Grunde, verschiedene Musterung, eine Verschiedenartigkeit, die auch in Wirklichkeit vielfach im Hallighause begegnet, je nachdem im Laufe der Zeit eine teilweise Erneuerung der Fliesen notwendig geworden ist. So sehen wir an der Fensterwand eine Art von Plättchen, deren violette Dekoration in einem Kreise je eine Vase mit Blumen zeigt, während die Eckzwickel durch Blumen ausgefüllt sind. Mit gleichfarbigen Fliesen ist auch die Wand zum Hausflur — im Museum also die eigentliche Türwand — bedeckt, nur ist das Muster hier ein anderes und, wenn man will, komplizierteres, denn hier bilden vier Fliesen zusammen eine Art Blumenstern dadurch, daß aus dem mittleren Berührungspunkte der vier Plättchen jedesmal eine Art Rose herauswächst, die ihre Blüte über den weißen Grund der »Kachel« ausbreitet. Endlich zeigen die auf der Ofenwand befindlichen Plättchen Uferlandschaften mit Schiffen und Häusern, selten mit Figuren, und dazu ist diese ganze Kachelfläche umschlossen von einem Rande von Kantenfliesen, die auf manganviolettem Grunde eine mit ihrem Muster je sechs Fliesen bedeckende, durchlaufende Ranke zeigen (vergl. Fig. 36).

Unzweifelhaft den auffallendsten und in der Ausstattung kunstvollsten Teil der ganzen Fliesenwand bildet aber, wie auf Fig. 36 ersichtlich ist, ein nur wenig über dem Ofen angebrachtes, aus dreimal vier Fliesen bestehendes Rechteck, welches, von einem Rahmen von Kantenfliesen umgeben, das Bild eines Walfischfängerschiffes zur Darstellung bringt. Dieses Schiffsbild über dem Bilegger-Ofen ist durchaus typisch, und es findet sich demgemäß auch sonst durch Erwähnungen und Abbildungen bezeugt¹⁴⁶). Und daß diese Darstellungen jedes Mal das Bild eines ganz bestimmten Schiffes wiedergeben wollen, und also auf Bestellung nach einer bestimmten Vorlage gemalt sind, darüber belehrt uns deutlich eine von Träger, Fries. Häuser S. 116 mitgeteilte Inschrift auf einem solchen Kachelbilde: »Ao. 1750. Handelaar gefoerd doer Skipper Barend Frederik Hansen voor De Heer John Notemann«. Man sieht, diese Schiffsdarstellungen bilden ein getreues Erinnerungsbild für denjenigen, der auf jenem Schiffe selbst dereinst die Meere befahren hat, und so ist das Schiffsbild schlechthin zu einem Lieblingsmotiv der volks-

144) Vgl. auch Jensen, S. 80.

145) Jensen, S. 101 (Sylt), S. 201 (Föhr); ebenso Meiborg, S. 51 (Eiderstädt); Abbildung einer fliesenbelegten Fensterwand bei Schwindrazheim, a. a. O. S. 119. Abb. 66.

146) Für das Hallighaus vergl. Sach a. a. O. S. 240; Meiborg S. 65 und 67. Sauer mann S. 31. Deutsches Bauernhauswerk, Halligblatt Abb. 29. — Für Sylt: Sach S. 234.

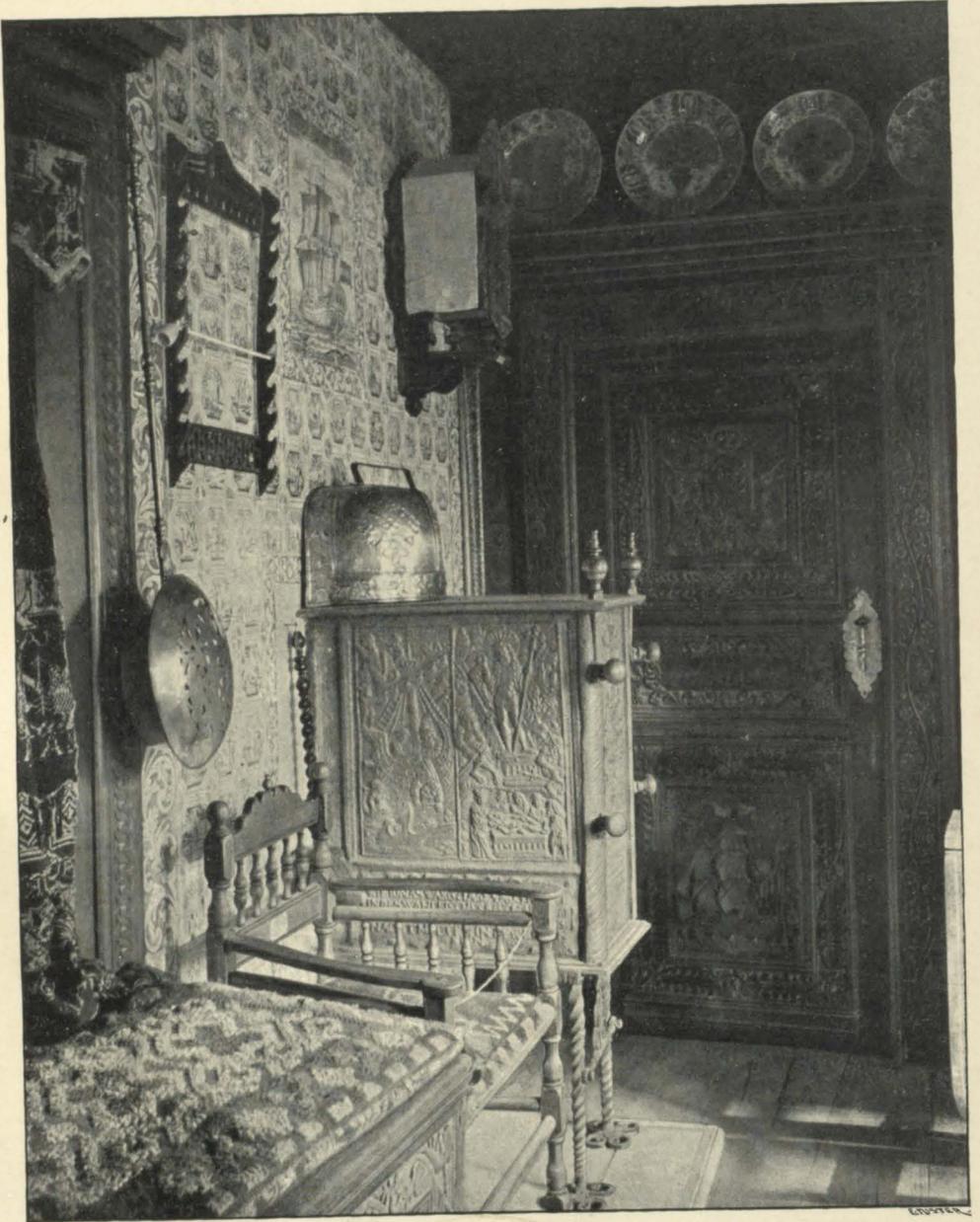


Fig. 36. Ofenwand der Hallig-Dönse im Germanischen Museum.

tümlichen Kunst der Friesen geworden. Man findet es, wie Träger sagt, als Zeichnungen, Gemälde, Reliefschnitzereien und zierlich gearbeitete Modelle in allen Häusern¹⁴⁷). Als Kronleuchter hängt es in den Kirchen, es schmückt die Grabsteine der Verstorbenen, und selbst als Form des Weihnachtsgebäcks ist es gerade auf den Halligen besonders heimisch¹⁴⁸). So werden wir ihm auch in der Museumsdönse außer auf dem besprochenen Fliesenbilde noch mehrfach begegnen und uns dabei jedes Mal erinnern, daß es Friesenart ist, die hier zu uns redet. Jedoch davon später!

Noch einmal kehren wir zu den Fliesen zurück, und wir erinnern uns, daß alle die besprochenen Arten derselben darin übereinstimmen, daß ihre Dekoration in manganviolett ausgeführt war. Diese Art hat sich in der Tat im Laufe des 19. Jahrh. mehr und mehr verbreitet¹⁴⁹), selbst im 18. Jahrh. ist sie schon für das Jahr 1760 bezeugt¹⁵⁰), aber sie repräsentiert doch nur eine neuere Mode, die ihr Material meist aus Hamburger Fabriken bezieht. Die ältere Art dagegen trägt ihre Dekoration in blau auf weißem Grunde, aber während sie sich im Ornament — es sind Sterne, Blumenmuster, Tiere, Landschaften, Seestückchen oder auch biblische Darstellungen¹⁵¹) — nicht wesentlich von der neueren Sorte unterscheidet, soll sie die letztere an Haltbarkeit und an schillerndem Glanze weit übertreffen.

Diese blaudekorierten Fliesen werden nun von Kennern einstimmig für holländische Importwaare erklärt¹⁵²) und es scheint durchaus begründet, jene Zuschreibung für richtig zu halten, denn nicht nur in diesem einen Punkte, sondern noch in mancher anderen Hinsicht ist bei den nordfriesischen Wohnungsverhältnissen auf holländischen Einfluß hinzuweisen. Man muß sich nur erinnern, welch bedeutenden Sammelplatz geistiger und materieller Kultur das Holland des 17. Jahrhunderts bildete. Damals war es die erste Seemacht Europas. Seine Handelsschiffe durchschweiften die Meere. In der Nord- und Ostsee hatte es schon im 16. Jahrhundert den größten Teil der hansischen Erbschaft angetreten¹⁵³). Der überaus ertragreiche Heringsfang in diesen Gewässern war ebenso wie der Walfischfang zumeist in holländischen Händen. Die Ausstrahlung dieser reichen holländischen Kultur war daher sowohl an Verbreitung wie an befruchtender Kraft eine sehr bedeutende, und daß sich speziell die Nordfriesen ihrem Einfluß voll hingaben, kann uns nicht

147) Träger, in »Mitteilungen d. germ. Museum« 1896, S. 132.

148) Träger, Halligen S. 262 und 264. Jensen S. 295 Abb. und S. 378.

149) Träger, Fries. Häuser, S. 116; Schwindrazheim S. 65 (Sylt); Sauer-
mann S. 31 (Hallig Hooge).

150) Meiborg, S. 65 (Hallig Hooge).

151) Träger, Halligen S. 252. Fries. Häuser S. 115/6, Sach, S. 240. Weigelt,
S. 25. — Fliesenreihen mit einem Säulenbilde abgebildet im Deutschen Bauern-
hauswerk, Halligblatt, Abb. 25.

152) Meiborg, S. 51 (Eiderstädt); Jensen, S. 200 (Sylt); Uhle, S. (66); Schwind-
razheim, S. 119. — Vergl. auch R. Kekulé, »Jac. Alberts« in »Graphische Künste«
1895. H. 1. S. 114.

153) Vergl. Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig und Wien.
1904. S. 536–539.

verwundern, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es fast durchweg holländische Schiffe waren, auf denen die seetüchtige Mannschaft der »Uthlande« ihr Leben verbrachte. Dazu kommt, daß man zum Teil geradezu von den Ansätzen zu einer Art holländischer Kolonisationstätigkeit an den nordfriesischen Küsten sprechen kann. Besonders ist hier darauf hinzuweisen, daß nach der großen Sturmflut von 1634, als die wenigen Überlebenden auf Nordstrand nicht imstande waren, die durchbrochenen Deiche wiederherzustellen, holländische Kolonisten es waren, die dem Ansuchen der dänischen Regierung folgend, in die Bresche sprangen, die dafür mit herrenlos gewordenem Gut ausgestattet wurden, und deren Nachkommen noch heute auf Nordstrand sitzen¹⁵⁴).

So ist denn nicht nur gelegentlich das eine oder andere Möbel direkt aus Holland importiert worden, wie etwa Jensen (S. 298) eine aus Holland bezogene Brautkiste auf einer der Halligen erwähnt, oder wie das Flensburger Museum ein aus Friedrichstadt stammendes holländisches Zimmer besitzt, von dem es zweifelhaft ist, ob die holländischen Kolonisten es im Lande selbst angefertigt, oder ob sie es in allen seinen Teilen aus der Heimat mitgebracht haben¹⁵⁵). Viel wichtiger für die volkstümliche nordfriesische Art ist es, daß sie vielfach von einem Niederschlage der holländischen Kultur durchtränkt wurde, dessen einzelne Erscheinungsformen gelegentlich überhaupt nicht genauer zu fixieren sind, der aber doch noch in Stimmung und Färbung der Gesamtkultur sich als ein Zusatz verrät¹⁵⁶). So wurde die nordfriesische Tracht in ihrer Farbenwahl zum Teil dadurch beeinflusst, daß man sich gewöhnt hatte, die roten Tuche und den Sammt aus den Niederlanden zu beziehen¹⁵⁷). So schreibt Meiborg (S. 193) die am Ende des 17. Jahrhunderts beginnende Umwandlung des schleswigschen Hausrates den Handelsverbindungen des Westens mit den Niederlanden zu, und Ulr. Jahn geht in der Bewertung dieses Einflusses speziell auf die nordfriesischen Inseln noch weiter als die meisten anderen Forscher, indem er schreibt: »Holländischen Ursprungs sind die Fliesen an ihren Wänden, holländisch war vor Alters ihr bestes Steinzeug, holländisch ihr Filigranschmuck nicht minder, wie die getriebenen Spangen an ihren Miedern und ihr bestes Silbergeschirr¹⁵⁸).

Über den tatsächlichen Bestand holländischen Einflusses auf die nordfriesischen Verhältnisse herrscht unter den Kennern kein Zweifel¹⁵⁹). Man braucht ihn darum ja immer noch nicht bei jeder vorkommenden Ähnlichkeit

154) Träger, Halligen S. 240.

155) Sauer mann a. a. O. S. 127/8—132.

156) Ebenda S. 26.

157) Eug. Bracht, »Volkstümliches von den Nordfriesischen Inseln« (Mitt. a. d. Museum f. deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse d. Hausgewerbes. Berlin 1900. H. 6. S. 230). Über nordfries. Tracht vergl. diesen Aufsatz Brachts, ferner Jensen, »Die altfriesische Tracht« in der Zeitschr. f. Anthrop., Ethnol. u. Urgesch. Jahrg. 1885 und Jensen, »Die nordfries. Inseln«. Außerdem die Handbücher über deutsche Volkstrachten.

158) Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. 1890. XXII. S. (533). Daneben betont er den dänischen Einfluß.

159) Vgl. auch Sach, a. a. O. S. 230. Schwindrazheim, a. a. O. S. 27.

zur Begründung heranzuziehen, so daß man etwa die auch bei den Nordfriesen herrschende große Sauberkeit auf holländische Einwirkung zurückführen müßte¹⁶⁰). Jedenfalls war auch ich gezwungen, bei Gelegenheit der blauen Fliesen, von denen wir soeben ausgingen, auf Holland als Ursprungsland hinzuweisen und seinen Einfluß auf die äußere Kultur der Halligstube hervorzuheben, selbst wenn wir im weiteren Verlauf unserer Betrachtung durch kein Einzelstück mehr veranlaßt würden, darauf zurückzukommen. Es wird daher der Leser jetzt auch begreifen, weshalb ich die Besprechung der Hinde-looper Kamer derjenigen der Halligdönse vorangestellt habe.

Da wir nun Decke und Fliesenwand unserer Stube kennen gelernt haben, werfen wir hier auch gleich einen flüchtigen Blick auf den Fußboden. Derselbe besteht aus gehobelten Dielen und entspricht darin der neueren Art, die seit dem 18. Jahrhundert auf den ostfriesischen Inseln Eingang gefunden hat. Vordem war in Dönse und Pesel ein Lehm Boden, oder auch in letzterem ein solcher aus ausgeschnittenen Rasenstücken üblich gewesen. Nur in der Küche hatte man Steinböden benutzt¹⁶¹).

Neben dem Holzwerk von Diele und Decke tragen nun aber selbst da, wo die Fliesenwand vorherrscht, die Unterbrechungen derselben, die Türen, Bettischen und Wandschränke mit ihren Umrahmungen, durch ihre teilweise in Schnitzwerk ausgeführte Dekoration und durch ihre farbige Behandlung auf das Wesentlichste zum Gesamteindruck des Raumes bei. Ihnen wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zu.

Die Tür, durch welche wir das Zimmer betreten, ist, den geringen Maßverhältnissen der Stube entsprechend, nur 1,68 m hoch und 0,72 m breit. Sie zeigt in ihrem oberen Rahmenwerk eine Säulen- und Bogenstellung mit ausgestochenem Rankenornament¹⁶²). Darunter gibt eine ebenfalls ausgestochene Inschrift: »Ann. 1686 / Den 4 Juni« Jahr und Tag der Entstehung der Tür an, und beweist, daß dieselbe zu den ältesten Hausteilen gehört, die auf den Halligen überhaupt sich erhalten haben, da die meisten Häuser erst nach der letzten großen Sturmflut, im Jahre 1826 erbaut sind, von den nach dem Unglücksjahre 1634 errichteten aber nicht ein einziges mehr vorhanden ist¹⁶³). Die Füllung in der erwähnten Portikus-Umrahmung ist ganz glatt. Nur in der Mitte trägt sie einen schwarz und weißen sechsstrahligen Stern, aus Bein eingelegt. Es ist das ein in den Küstengegenden auch sonst — z. B. in der Wilstermarsch und in den Vierlanden bei Hamburg — sehr häufig wiederkehrendes Dekorationsmotiv, über dessen Herkunft, soviel ich sehe, bislang keine Untersuchung angestellt ist. Sollte es möglich sein, daß es sich jenen Menschen an der Wasserkante mehr als anderen aufgedrängt hätte, weil ihre seefahrenden Söhne mehr als andere Menschen gezwungen sind, zu

160) Das tut Friedr. v. Warnstedt, »Die Insel Föhr und das Wilhelminen-Seebad« (zitiert nach Jensen a. a. O. S. 118.)

161) Jensen, a. a. O. S. 200 und 196/7 (Sylt).

162) Vgl. unsere Abb. 35. Sehr ähnlich sind die Türen im Deutschen Bauernhauswerk, Halligblatt Abb. 19 u. 20 und bei Mielke, Volkskunst Abb. 41.

163) Meiborg, a. a. O. S. 64.

den Sternen aufzuschauen, und weil der mehr oder minder intensive Eindruck des gewohnten Himmelsbildes sowohl auf die innere wie auch auf die äußere Kultur eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung ist ¹⁶⁴⁾?

Die Tür zeigt außen einen eigentümlich milchig-himbeerroten Anstrich. Innen ist sie in einem reinen rotbraunen Ton gehalten, und dieselbe Farbe trägt der Türrahmen, welcher im übrigen durch ein in Fig. 37 wiedergegebenes ausgestochenes Flechtband verziert ist. All dieses Schnitzwerk ist unzweifelhaft einheimische Arbeit. Das würde sich aus der Natur der Sache von selbst ergeben. Es ist aber auch ausdrücklich bezeugt, denn im Jahre 1749 schreibt der Prediger Lorenzen einmal: »Unter den Seefahrenden mangelt es auch nicht an solchen, die künstlich schnitzen und andere Bildhauerarbeit verfertigen können« ¹⁶⁵⁾. Dabei ist es natürlich, daß diese Schnitzer gewisse Formen und Motive stets von neuem wiederholen, wie es durch das Eingangs besprochene Wesen der Bauernkunst bedingt wird, und eben von solchen typischen Dekorationsmotiven ist bei den Friesen eines der wichtigsten das Flechtband. Freilich kann dabei nicht behauptet werden, daß es ein rein stammesmäßiges Motiv sei, denn es findet sich z. B. schon im 13. Jahrhundert an einem für orientalisch geltenden Schreine zu St. Gereon in Köln ¹⁶⁶⁾, daß

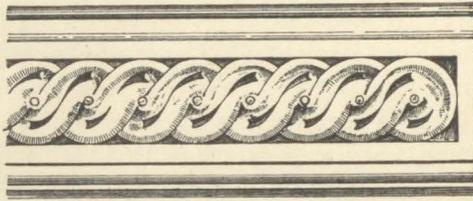


Fig. 37. Flechtband (Ao. 1686) von der Umrahmung der Halligstübentür im Germanischen Museum.

es aber dem Geschmack der Friesen besonders entsprach, das beweist seine Volkstümlichkeit ¹⁶⁷⁾. Es muß ja auch leicht begreiflich erscheinen, daß ein solches, noch direkt an die Technik des Seilers erinnerndes Ornament besonders bei einem Schiffervolke, wie es die Friesen sind, Gefallen fand. Unser Beispiel gibt es, wie man sieht, nicht mehr in seiner einfachsten, sondern schon in einer etwas komplizierteren Form, da der Zopf aus zwei Doppelbändern zusammengeflochten ist.

Auch die beiden bedeutendsten Schnitzereien, die man nach Jensens Urteil am Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt auf den Halligen finden konnte, sind jetzt in der Halligstube des Germanischen Museums zu sehen.

164) Vgl. Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Leipzig 1900.

165) Zitiert nach Jensen, a. a. O. S. 235.

166) Abgebildet bei Fr. Bock, Das heilige Köln. Taf. I. Fig. 5 und bei Stephani, Wohnbau II, S. 621. Fig. 393.

167) Vgl. z. B. die bei Brinckmann a. a. O. S. 656 gebotene Abbildung eines Hängeschränkchens vom Jahre 1703.

Es sind die beiden Türen, welche die Rückwand der Stube fast ganz einnehmen, und die Bedeutung, welche man ihnen innerhalb der volkstümlichen Kunsttätigkeit der Halligen beigemessen hat, mag es entschuldigen, wenn sie unter dem Einfluß der herrschenden Raumnot hier in einer, den häuslichen Verhältnissen nicht entsprechenden Weise dicht nebeneinander in die Wand eingebaut sind. Sie stammen von der Peterswarf, die bis vor etwa einem Jahrzehnt der westlichste Wohnplatz von Nordmarsch war. Schon ehe sie für Traegers Sammeleifer eine willkommene Beute geworden waren, hatte Jensen (S. 205) sie gepriesen und Meiborg (S. 67) eine ausführliche Beschreibung von ihnen gegeben. Traeger selbst hat ihnen dann einen besonderen Aufsatz; »Geschnitzte friesische Türen im germanischen Museum« gewidmet¹⁶⁸⁾. Ich kann mich daher bei ihrer Beschreibung verhältnismäßig kurz fassen, umso mehr als die in unserer Fig. 38 gegebene Abbildung einer der Türen eine unmittelbare Vorstellung von denselben vermittelt.

Die mit Schnitzwerk fast ganz bedeckten Türen — 1,88 m hoch 0,90 m breit — präsentieren sich in ihrer alten Bemalung, die in vorwiegendem dunkelblau und rot, sowie in etwas braun und gelb gehalten ist. Die Umrahmungen des Türfutters sind mit reicher, der heimischen Pflanzenwelt entlehnter Blumenranke ganz bedeckt, und sie tragen zusammen eine Inschrift, die mit wenigen Worten das ganze bisherige Leben des Erbauers zusammenfaßt, indem sie — unter den üblichen volkstümlichen Verschreibungen — besagt:

DURCH GLUCK UND — WALFJSCH FANGST
GJBT GOT MJR — HAUS UND LAND.

Die Türen selbst zeigen in den oberen Feldern, ebenfalls von reicher Blumenranke umrahmt, die Bilder der vier Apostel, links Mathäus und Marcus, rechts Lucas und Johannes, während die unteren Felder links ein Schiff, jedenfalls das Fahrzeug des Walfischfängers, rechts einen Blumenkorb mit Rosen, Tulpen, Nelken und allerhand kleineren Blümchen zeigen. Auf der schmalen Mittelfüllung der linken Tür steht in einer Kartusche aufgemalt der Name »Ebeneser«, von dem es fraglich bleiben muß, ob er etwa die Bezeichnung des unter ihm dargestellten Schiffes angeben soll. Ihm entspricht auf der anderen Tür ein frommer Spruch, mit dem sich der Herr des Hauses vor seinem Gotte beugt:

»Der Ein Und Aus Gang Mein
Laß Dir O herr Befohlen Sein.«

Die Entstehungszeit der Türen ist im Schnitzwerk selbst nicht angegeben. Wollte man nach dem ersten allgemeinen Eindruck eine zeitliche Bestimmung vornehmen, so könnte man sich versucht fühlen, die Türen noch in das 17. Jahrhundert zu versetzen. Trotzdem glaube ich, daß sie erst einer späteren Zeit angehören, denn betrachtet man die Kartusche am Hinterteil des Schiffsbildes, und faßt man vor allem die Art ins Auge, wie in den Umrahmungen der Türfüllungen die Blumenguirlanden sich um den Palmstab schlingen, so

168) »Mitteilungen« des Museums. Jahrg. 1896. Seite 130—134.

wird man, glaube ich, doch zu der Überzeugung kommen, daß die Arbeit erst in der 2ten Hälfte des 18. Jahrhunderts angefertigt ist. Nun aber finden



Fig. 38. Geschnitzte Tür aus einem Hause der Hallig Nordmarsch, jetzt im Germanischen Museum.

sich auf den Messingschilden der Türgriffe ein paar etwas unbeholfene Gravierungen, die außer einer Reihe von Buchstaben, offenbar den Initialen der

Namen eines Ehepaares, auch eine Jahreszahl enthält: »K F. 1774 T D K.« und um es kurz zu sagen, so halte ich das Jahr 1774 auch für die Entstehungszeit der Türen. Damit würde die von Meiborg mitgeteilte örtliche Tradition übereinstimmen, nach der die Schnitzerei vor etwas mehr als hundert Jahren, während das Haus im Bau war, von einem jungen Seemanne gemacht sein soll, der dann auch einzog und Hochzeit hielt, bald darauf aber wieder auf See ging, um nicht wieder heimzukehren. Für sich allein würde diese Sage allerdings nichts beweisen, denn sie kann ja erst im Anschluß an die beiden gravierten Jahreszahlen entstanden sein, aber für die von mir angeführten, hier allein ausschlaggebenden stilistischen Rücksichten darf sie doch als Stütze dienen.

Traeger freilich möchte in dem häufig begegnenden unwillkürlichen Bestreben, die Sammlungsgegenstände für möglichst alt zu halten, auch für unsere Türen eine frühere Entstehungszeit als 1774 ansetzen, allein ich finde seine Gründe nicht völlig überzeugend. Er macht darauf aufmerksam, daß die Schilde mit den betr. Gravierungen erst nachträglich aufgesetzt sein müßten, da sie zu groß seien, so daß sie bis auf die Kehlstoße der Mittelfüllung überragen. Aber derartige Unregelmäßigkeiten sind in der Bauernkunst etwas ganz gewöhnliches und beweisen nichts. Auch auf die Unbeholfenheit der Gravierung, im Gegensatz zu der Sicherheit der Schnitzerei, kann ich kein großes Gewicht legen.

Aber sei dem, wie ihm wolle. Viel wichtiger für uns ist die Beurteilung der Türen als Leistung der Bauernkunst. Das muß ja freilich gleich gesagt werden, daß es sich auch hier nur um Bauernkunst handelt, und als direkte Vorbilder für das moderne internationale Kunstgewerbe dürften sie wohl kaum gewählt werden. Aber deshalb sind sie ja auch nicht in das Museum gewandert, sondern als Zeugen für den Grad der künstlerischen Kultur der Halligleute wollen sie betrachtet sein, und ich denke, wir müssen vor diesen Türen mit wahrer Bewunderung für den stehen, der sie gefertigt hat, mag er nun ein Schiffer oder berufsmäßiger Dorfschreiner gewesen sein. Man sehe nur, wie bei aller Fülle des Ornaments doch ein sicheres Gefühl für das Konstruktive zu Tage tritt, wie die rein schreinermäßige Einteilung des Ganzen trotz allen Schmuckes gewahrt bleibt, und wie die in Flachschnitzerei ausgeführte Dekoration trotz all ihren sprudelnden Reichtums nirgend aus ihrer nur dienenden, nur schmückenden Aufgabe herauszustreben scheint. Das alles verrät einen sicheren künstlerischen Takt, der dem einfachen Schnitzkünstler zu hoher Ehre gereicht. Und was aus seinem Werke uns noch besonders zu Herzen spricht, das ist die naive Art, mit der er die Pflanzenformen seiner Heimatinsel in den Guirlanden verwandt hat, mit denen er wie mit frischgewundenen Kränzen heimischer Feldblumen die Türen seiner Dönse schmückte. Ein süßer Hauch deutschen Heimatgefühles liegt über diesen Arbeiten, wie ihn im städtischen Kunstgewerbe seit den Tagen der Gotik gar manches, sonst vielleicht vortreffliche Werk nicht aufzuweisen hat. Es ist wie ein Klang des Volksliedes, was uns aus diesen Schnitzereien entgegenönt. Wer es nicht sieht, und wer es nicht fühlt, dem ist nicht zu helfen.

Um noch auf ein paar Einzelheiten der Türen einzugehen, so ist zunächst wegen des Türspruches zu bemerken, daß diese Art frommer Inschriften der tiefen Religiosität, welche die Friesen ziert, ihren Ursprung zu danken hat und sich daher in vielen Häusern findet. Ich kann zu den Sprüchen auf unseren Türen noch eine Reihe ähnlicher Inschriften gleichen Ursprungs anführen.

- 1) »Wer ein- und ausgeht zu dieser Thür,
Derselb' gedenke für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist.«¹⁶⁹⁾
- 2) »Gar herrlich ist das Haus gebauet und gezieret,
Wenn Gott des Herren Segen und Eintracht drin regieret.«
- 3) »Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas, Eccles. I. V. 2.«
- 4) »Wir haben hier keine bleibende stette, sondern das Zukünftige
suchen wir. Hebr. 13, 14.«
- 5) »Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand.«¹⁷⁰⁾
- 6) Wer zu dieser Thür eingehe,
sprech, indem er stille stehe.
Dies Haus bleib im Segen stehen;
bis die Welt wird untergehen.
P. B. Anno 1710. S. B.
- 7) »Den Ein- und Ausgang mein
laß Dir O Herr befohlen sein!
Wer hier mit Frieden kehret ein,
soll dieser Spruch gewünscht sein.«
- 8) »Wer Unfried hat im Herzen sein,
Der kehrt zu diesem Haus nicht ein.«¹⁷¹⁾

Auffällig möchte in der Überschrift über der Tür auch die Bezugnahme auf den Walfischfang erscheinen. Allein es ist in dieser Hinsicht darauf zu verweisen, daß in der Zeit der Blüte des von Holland und von Hamburg aus stark betriebenen Walfischfanges um die Wende des 17. Jahrhunderts die Nordfriesen sich in sehr großer Zahl, bis zu jährlich 5000 Mann daran beteiligten, und daß sie noch während des ganzen 18. Jahrhunderts viele Grönlandsfahrten entweder selbst als Kapitäne geleitet oder sonst mitgemacht haben¹⁷²⁾. Mit welchem materiellen Erfolge es geschah, kann man aus unserem Spruche entnehmen, in dem der Halligmann den Walfischfang geradezu als die Quelle seines Wohlstandes bezeichnet. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir auch in dem künstlerischen Formenschatze der

169) Johansen a. a. O. S. 29.

170) Jensen a. a. O. S. 205.

171) Meiborg a. a. O. S. 64.

172) Jensen a. a. O. S. 78 und 130/131.

Figur des Walfisches begegnen, wie denn Schwindrazheim (S. 78 Abb. 36 Nr. 7) ihn von einem der Hallig Hooge entstammenden geschnitzten Schranke abbildet.

Wie hoch aber der Einfluß des Walfischfanges auf die gesamte Kultur der nordfriesischen Inseln in den vergangenen zwei Jahrhunderten zu bewerten ist, das erkennt man mit Staunen aus ein paar Mitteilungen, die im Jahre 1846 der Reisende J. G. Kohl darüber macht. Er spricht von der Verwendung der erratischen Blöcke, der sogen. Rollsteine zu Häusermauern und Zaunbau und fährt dann folgendermaßen fort: »Neben ihnen gibt es aber noch ein Baumaterial ganz eigentümlicher Art, das einem Tiere unter dem Eispole aus dem Leibe gebrochen wird, nämlich die Backenknochen und Rippen vom Walfisch. Ich erinnere mich wohl, daß ich früher oft mit Verwunderung las, wie die Grönländer ihre Zäune und Wälle und oft auch ihre Wohnungen aus Fischknochen zusammensetzen. Allein hier erfuhr ich, daß man nicht nach Grönland zu reisen brauche, um dergleichen zu sehen. Ein Bewohner von Wyk hatte sich einen Entenstall aus Walfischknochen zusammengebaut. Die Pfosten seiner Feld- und Gartentüren bestanden ebenfalls aus Walfischknochen, in welche die eisernen Türangeln eingefügt waren. Hie und da fand ich einen Obstgarten ganz mit einer Reihe von Walfischknochen verpalissadirt (auch setzen, wie ich mehrere Male bemerkte, diese Leute die Bienenkörbe auf kleine Walfischknochenstumpfe, die sie absägen und in die Erde stecken), und es gibt fast keinen Bauer, der nicht auf irgend eine Weise Walfischknochen in seinem Gehöfte verwendet und angebracht hätte. Ich sah mehrere solche Walfischknochenpalissaden, die vielleicht schon 50 Jahre dagestanden hatten und in diesem wunderlichen Dienste halb verwittert und, wie alte Bäume, dick mit Moos überzogen waren. Auch fand ich viele dieser Knochen von den vorübergehenden Kühen angenagt, die spielerisch, wie alle Tiere, sie gern beknuppeln. Man könnte viele Orte in Norddeutschland nennen, die ihrem Mangel an Holz durch solche Rippen, die viel dauerhafter sind als dieses, abhelfen. Selbst in den Straßen der freien Reichsstadt Bremen fand man sonst viele Walfischknochen als Hauspfähle in den Straßen stehen. Man sägte diese Knochen oben glatt ab, beschlug ihnen den Kopf mit Blech und überstrich das Ganze so, daß Niemand ahnen konnte, daß um eines solchen Straßenpfahls willen ein Walfisch geblutet habe. — Auf allen Nordseeinseln, bis zum Texel bei Holland hin, sind die Walfischknochen eben so stark in Gebrauch«¹⁷³).

Ich habe geglaubt Kohl's Mitteilungen ganz anführen zu sollen, weil sie nur in ihrer Ausführlichkeit geeignet erscheinen, dem Binnenländer eine klare Vorstellung von diesen, ihm sonst so fern liegenden Verhältnissen zu vermitteln und eine rechte Würdigung des Walfischfang-Spruches unserer Halligtüren zu ermöglichen.

173) J. G. Kohl, »Die Marschen und Inseln der Herzogtümer Schleswig und Holstein.« Dresden und Leipzig, 1846. Bd. I. S. 101—102. Über die Art des Walfischfanges vergl. ebenda S. 123—147.

In den Formen des Messingbeschläges treten, wie unsere Abbildung zeigt, die Einwirkungen städtischer Kunstrichtung deutlich zu Tage. Von dort ist auch das glänzende Material derselben offenbar mit Freuden übernommen worden, da es der Halligfrau willkommene Gelegenheit bot, durch tadellose Sauberhaltung eine ihrer schönsten hauswirtschaftlichen Eigenschaften zu betätigen. So wird ausdrücklich hervorgehoben, daß solche glänzend blanke Schlösser den Bewohnern der Eilande ein besonderer Gegenstand des Stolzes gewesen seien¹⁷⁴). Die gleiche Vorliebe für reiches Messingbeschläge werden wir in noch viel ausgedehnterem Maße in der Wilstermarsch wiederfinden.

Endlich erübrigt uns noch eine Bemerkung über die farbige Behandlung der Türen. Wir sahen, daß dieselbe vorwiegend in blau gehalten ist, und wenn man in allen friesischen Landesteilen bei der Bemalung sowohl von Hausteilen als auch von Möbeln und Geräten immer wieder eine ganz bestimmte Farbenskala, bestehend aus blau in verschiedenen Tönen, aus rot, weiß und grün ausschließlich verwendet findet, so könnte man leicht geneigt sein, aus diesem durchaus einheitlichen und typisch wiederkehrenden Farbensgeschmack der Friesen auf ein hohes Alter in der koloristischen Behandlung ihrer Wohnräume zu schließen. Trotzdem belehren uns die Tatsachen, daß die Bemalung der Holzarbeiten der Innendekoration und ebenso wohl auch diejenige der Einzelstücke erst mit Schluß des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts eingedrungen ist. Das im Flensburger Museum befindliche Zimmer aus Nieblum von der Insel Föhr vom Jahre 1631 (vergl. Fig. 35) und der ebendort wieder aufgebaute Pesel von der Insel Röm aus dem Jahre 1690 sind in ihrem Holzwerk beide aus Föhrenholz errichtet und waren ursprünglich beide unbemalt. Dasselbe gilt von den Holzbekleidungen eines ebenfalls nach Flensburg übertragenen Halligen-Zimmers vom Jahre 1688¹⁷⁵). Sie alle haben Holzwerk und Schnitzereien ursprünglich in reiner Naturfarbe gezeitigt, wodurch die Wirkung ihrer plastischen Ausstattung unzweifelhaft wesentlich gefördert worden ist.

Erst etwa in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts sind sie alle mit farbigem Anstrich versehen, und mir scheint, daß in der Übergangszeit um die Mitte des Jahrhunderts, wo die plastische Behandlung noch neben der koloristischen Ausstattung zu gleichem Rechte bestand, die nordfriesischen Wohnräume am reizvollsten gewesen sind. Der Verfall beginnt dann schon, als die Farbe nicht mehr der Begleitstimme des Schnitzwerkes zu benötigen glaubte, als sie sich selbständig machte, und als etwa in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts das Ornament selbst, entweder in den Linienspielen des Rococo oder auch in naturalistischen Motiven farbig direkt auf die Wand aufgetragen wurde. Unsere Türen gehören noch der voraufgehenden Zeit an, und diese ist uns auch sonst deshalb am interessantesten, weil sie den koloristischen Sinn noch in seiner größten Reinheit und Frische zeigt. Blau

174) Meiborg a. a. O. S. 64. Kohl a. a. O. I. S. 113.

175) Vergl. Sauer mann a. a. O. S. 14; 33; 36-37; 89.

und rot überwogen, zumeist blau, wie es scheint¹⁷⁶⁾, und Kohl meint, daß die Vorliebe dafür von Holland herübergekommen sei¹⁷⁷⁾. Neben dem Blau aber stand das Rot, auch dieses wie es scheint in mehreren Nüancen, denn es wird als purpurrot, als fleischrot und als rotbraun bezeichnet. So spricht Biernatzki (S. 120/121) von einer »Stube voll Himmelblau und Purpurrot«, während Uhle aus seiner Kenntnis des Föhringer Hauses heraus sagt: »Lieblingsfarbe für die Schränke ist ein eigentümliches Fleischrot, nicht selten ist Blau«¹⁷⁸⁾. Unter diesem Fleischrot glaube ich denjenigen Ton verstehen zu sollen, in welchem wir die Außenseite der Eingangstür gestrichen fanden, und den ich oben als ein milchiges Himbeerrot bezeichnet habe.

Als dritte Nüance des Rot begegnet uns endlich ein reines rotbraun. Wir haben es ebenfalls, an der Innenseite der Eingangstür schon kennen gelernt. Es wird auch sonst erwähnt, z. B. findet es sich nach Kekulé a. a. O. S. 116 auf einem der Bilder von Jac. Alberts in der Farbe der großen Standuhr, und ebenso zeigt die von Schwindrazheim auf Taf. I dargestellte Stube in Morsum auf Sylt die ganze Holzwand in demselben rotbraun neben etwas blau und weiß. Da nun auch eine von Herrn Maler Jessen in Niebüll bei Husum gütigst zur Verfügung gestellte Farbenskizze in diesem Tone gehalten war, so wurden alle die Holzteile, deren Ergänzung notwendig war, vor allem also die ganze Zimmerdecke in Übereinstimmung mit der Eingangstür rotbraun gestrichen. Das Zimmer hat dadurch einen eigentümlich warmen Charakter bekommen, der aber im Kontrast zu dem ernsten Dunkelblau der beiden vorhin besprochenen Türen einer gewissen Fröhlichkeit nicht entbehrt, wozu vor allem auch die hellen Fliesenwände ein gutes Teil beitragen.

Nach den Mustern zu urteilen, die uns seiner Zeit vorlagen, dürfen wir hoffen, mit diesem Rotbraun einen der volkstümlich nordfriesischen Palette völlig entsprechenden Ton getroffen zu haben. Sollte es trotzdem nicht der Fall sein, so würde sich der Fehler durch einen freundlichen Hinweis, um die alle landeskundigen Beschauer des Zimmers gebeten werden, leicht wieder gut machen lassen.

Heute ist die farbige Ausstattung der Zimmer auch auf den Halligen im Schwinden begriffen. Anstelle der warmen und anheimelnden Farbenfreudigkeit macht in neuerer Zeit ein gleichmäßig ödes Weiß sich breit¹⁷⁹⁾, und wenn hier die neueren Bestrebungen für »Volkskunst« und »Heimatschutz« nicht noch in letzter Stunde Wandel schaffen — in welcher Hinsicht ich persönlich allerdings nicht gerade sehr hoffnungsfreudig bin — so werden wir den Farbenreiz eines altfriesischen Zimmers bald nur noch in Museen genießen können. —

176) Johansen, a. a. O. S. 30. Kohl, a. a. O. I. S. 113.

177) Kohl I. S. 66.

178) Uhle, a. a. O. S. (66).

179) Vgl. Traeger, Halligen S. 250/251 u. 252. Ferner »Mitteilungen des Germ. Museums«. 1896 S. 116.

Neben Türen und Fenstern sind nun zunächst noch ein paar andere bauliche Unterbrechungen der Wände zu besprechen. Da ist vor allem gleich links vom Eingang, in die fliesenbedeckte Ofenwand eingebaut, das Bett. Auch hier ist es also ein Bettschrank, wie wir ihn schon in Diepholz und in Hindeloopen kennen gelernt haben¹⁸⁰⁾. Sein Boden liegt etwa in Tischhöhe über der Stubendiele, und er scheint in der Dönse noch etwas höher gelegen zu haben als in den übrigen Räumen, daher es hier als »hoog Bed'« bezeichnet wurde, ein Name, den ich wenigstens für Sylt bezeugt finde¹⁸¹⁾. Diese Bett-schränke springen gelegentlich kastenartig in das Zimmer heraus. Zum Beispiel tritt in dem, mit dem Entstehungsjahr 1671 bezeichneten Zimmer von

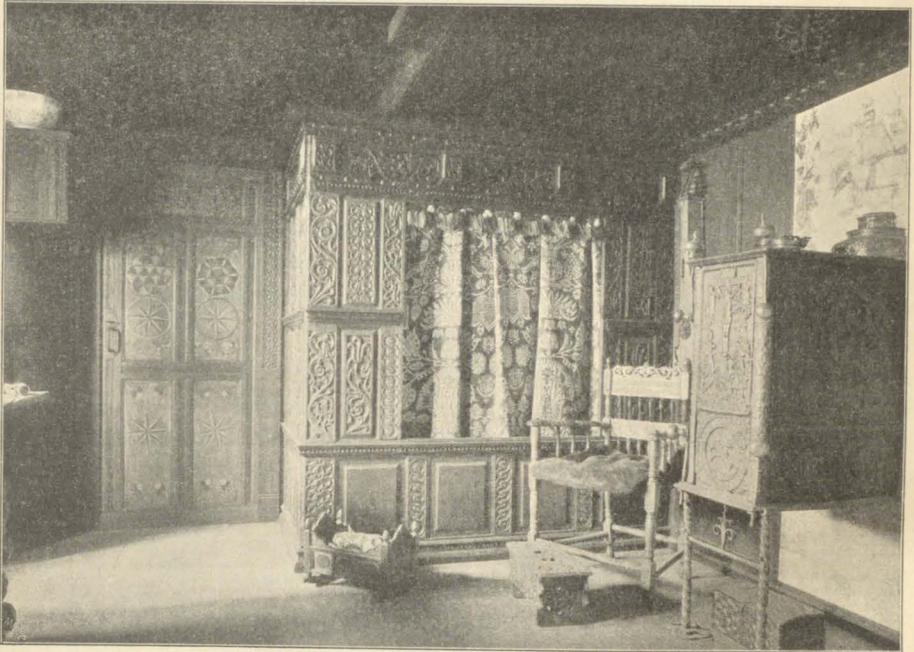


Fig. 39. **Zimmer von der Hallig Hooge 1671.** Im Kunstgewerbe-Museum zu Flensburg.

der Hallig Hooge, welches sich im Kunstgewerbe-Museum zu Flensburg befindet, das mit reicher Schnitzerei versehene Bettgehäuse in einer Ecke des Zimmers hervor, so wie es unsere Fig. 39, die wir dem freundlichen Entgegenkommen der Direktion jenes Museums zu verdanken haben, vortrefflich erkennen läßt. In der Dönse des Germanischen Museums dagegen springt das Bett nicht aus der Ofenwand heraus, wie man in unserer Fig. 36 vorn links noch eben sehen kann. Der eigentliche Kasten des wohl stets für zwei Personen eingerichteten Bettes muß also in der benachbarten Küche wie eine

180) Über die Art, wie sich in den nordischen Ländern der Bettschrank allmählich zur beweglichen Bettstelle umgewandelt hat, vgl. Troels-Lund, »Tägliches Leben etc.« S. 155 ff.

181) Jensen S. 197. Die gleiche Bezeichnung »Hochbett« wird für Fehmarn belegt durch Meiborg S. 21.

Art Ausbau neben dem Herde erscheinen. In unserer Dönse selbst wird das Bettloch gegen die umgebende Fliesenwand durch einen rotbraun gestrichenen, grün abgefaßten Holzrahmen abgesetzt, auf dem wir ebenso wie auf Fig. 39 das bereits besprochene Flechtbandmuster im Schnitzwerk wiederfinden. Nach oben läuft der Rahmen in ein quer über das Bett hinlaufendes Börd aus, welches mit großen Porzellanschüsseln, vielleicht Erinnerungsstücken an eine Orientfahrt des Besitzers, geschmückt ist.

Auch die das Bett abschließende obere Querleiste bietet, ähnlich wie wir es schon bei den Flächen der Türen kennen gelernt haben, Raum und Veranlassung, einen frommen Spruch anzubringen, der nicht einmal immer auf die Schlafstätte Bezug nimmt und sich oft ebenso gut als Tür- und Hauspruch eignen würde. Ein paar dieser Bettsprüche gebe ich, soweit sie mir bekannt geworden sind, als Probe wieder:

- 1) Wie Gott es füget,
So mir genüget;
Nur wünsche zu erwerben
Ein seliges Sterben«¹⁸²⁾.
- 2) »So wie der Abend auf den Tag
So folgt der Tod dem Leben nach.
Ich zieh' das Kleid des Leibes aus,
Und man verschließt den Sarg, mein Haus;
Ich geh' in's Grab, wie jetzt zur Ruh,
Man decket mich mit Erde zu.
Dann schlaf ich eine lange Nacht,
Bis ich am jüngsten Tag' erwacht
Vor Jesu, meinem Richter, steh'
Und mit ihm in die Freude geh'.
Herr, laß mich ja vergessen nicht
Der Auferstehung und Gericht,
Und alle Tage dieser Zeit
Bereit sein zu der Ewigkeit.

Amen.«

- 3) »In Sturm und Wellenbraus
Behüte, Gott, mein Leben,
Und um mein schwaches Haus
Laß deine Engel schweben,
Daß sich die wilden Wogen scheu'n
Wie Lämmer vor dem starken Leu'n.«
- 4) »Gar herrlich ist das Haus gebauet und geziert
Wenn Gott des Herren Segen und Eintracht drin regiert«¹⁸³⁾.

Das Bettloch selbst kann in zweifacher Weise verschlossen werden. Entweder hat es ein paar, bis zur hohen Bettkante reichende, meist wohl

182) Kekulé, a. a. O. S. 115.

183) Johansen, a. a. O. S. 29/30. — Vergl. Nr. 2 der früher angeführten Türsprüche!

geschnitzte Türen, oder es ist minder fest mit einem paar Vorhängen zugezogen¹⁸⁴). Die letztere Art, die unsere Fig. 39 gut veranschaulicht, finden wir auch in der Dönse des Germanischen Museums wieder. Alle diese Vorhänge bestehen aus »Beiderwand«, jenen doppelschichtig aus Leinen und Wolle hergestellten, meist großgemusterten, im Hause selbst verfertigten Webereien, die in Norddeutschland bis nach Hessen hin im Gebrauch sind,



Fig. 40. Muster eines Beiderwand-Vorhanges im German. Museum. Allegorie der Erdteile.

und die sowohl im Ornament wie auch in der farbigen Ausstattung eine große Reihe verschiedenartiger Muster zeigen¹⁸⁵). Der Verschluß unseres Bettkastens wird gebildet durch zwei, mitten auseinander zu ziehende Vorhangstreifen, über die oben als Abschluß noch ein schmaler, gleichgemusterter

184) Traeger, »Halligen« S. 251. »Fries. Häuser.« S. 117. Jensen, a. a. O. S. 201. (Föhr) Uhle, a. a. O. S. (66). Meiborg, S. 21 (Fehmarn).

185) Vgl. Sauer mann, a. a. O. S. 15 und 18 ff. Schwindrazheim, a. a. O. S. 143. K. Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde II. Marburg 1904. S. 547.

Volant gezogen ist. Sie bestehen aus sogenanntem »schwarzen« Beiderwand — in Wirklichkeit ist er mehr schwarzbraun — der in der üblichen Weise dadurch gemustert ist, daß man den Leinenschuß naturfarbig ließ, während der wollene Grund gefärbt wurde. Die Darstellung zeigt Allegorien der Erdteile (vgl. Fig. 40).

Durch die Beiderwandvorhänge werden die Betten beinahe ebenso fest abgeschlossen wie durch die Holztüren. Beide sind sie auch darin gleich, daß sie immer — wenigstens für moderne hygienische Ansprüche — nur eine unzureichende Lüftung zulassen, und ihr einziger Vorteil, daß sie das noch ungemachte Bett dem Auge verbergen und so das Zimmer stets in guter Ordnung erscheinen lassen, bleibt doch auch immer anfechtbar. So muß man denn auch wohl von beiden sagen, daß ihre oft hervorragend dekorative Wirkung ihre beste Eigenschaft ist.

Das Bett in der Museumsstube ist nicht ausgestattet. Ich führe aber der Vollständigkeit halber an, was Meiborg in dieser Hinsicht über die Verhältnisse in Nordschleswig berichtet; wenn er S. 189 sagt: »Zu einem anständigen Bette gehörten eine Decke, eine Daunendecke, vier Laken — zwei aus Flachsgarn und zwei aus Heedengarn — ein Kopfpfuhl, zwei Kissen und ein Drillich-Bettkissen«¹⁸⁶⁾.

Als weitere Wandnischen sind ein paar Wandschränke zu nennen. Der eine derselben, der zwischen den beiden geschnitzten Türen in die Rückwand eingelassen ist, dient zur Aufbewahrung von Glas, Porzellan, Eßbestecken und sonstigem Silbergerät¹⁸⁷⁾. Er ist, um alle die in ihm verwahrten Schätze recht zu zeigen, nur mit einer Glastür verschlossen, und aus seiner farbigen Ausstattung erkennt man sogleich, daß er zu den jüngsten Teilen des Zimmers gehört. Seine Umrahmung ist mit Rokoko-Ornament geziert, das oben durch einen Strauß weißer Rosen bekrönt wird, alles mit schwarzen Konturen in weiß und rosa auf graublauem Grunde gemalt.

Der andere Schrank liegt in der Wand nach dem Hausflur hin, gleich rechts von der Eingangstür. Seine Vorderfläche zeigt in einem einfachen Rahmen mit geschnitztem Rankenwerk bedeckte Füllungen, in denen uns die Datierung 1586 ein verhältnismäßig sehr beträchtliches Alter bezeugt. Die Bemalung, die den Rahmen rot, die Rankenfüllungen aber meist graubraun mit etwas blaugrün und wenig rot ausgestattet hat, schmiegt sich im allgemeinen der plastischen Verzierung so wohl an, daß man auf den Gedanken kommen könnte, beide für gleichzeitig zu halten. Trotzdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Schrank zunächst die reine Naturfarbe gezeigt hat und erst wesentlich später, wohl an die anderthalb Jahrhunderte nach seiner Entstehung bemalt worden ist.

Ebenfalls neben der Eingangstür, zwischen dieser und der Bettnische, ist die Wand dann noch durch ein kleines Guckfensterchen durchbrochen,

186) Über die Ausstattung der Betten vgl. Troels-Lund, »Tägliches Leben« S. 159—170.

187) Vgl. Jensen, a. a. O. S. 80. (Zitat aus Weigelt.) Ebenda S. 201. (Föhr.) Traeger, »Fries. Häuser.« S. 115.

welches es gestattet, vom Zimmer aus den Hausflur zu übersehen. Auch an diesem Fenster sind Futter und Rahmen im Rotbraun der Decke gestrichen. Wie weit seine Durchblicksöffnung an dieser Stelle für die Hallig-Dönse typisch ist, das vermag ich nicht zu beurteilen. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß Jac. Alberts bei dem von Kekulé auf S. 111 reproduzierten Interieur, welches die Wohnungsverhältnisse der Hallig Hooge schildert, genau dasselbe Fenster an der gleichen Stelle zeigt.

Eines der Hauptausstattungsstücke des ganzen Raumes, ohne welches derselbe, wie wir sahen, überhaupt keinen Anspruch auf den Namen »Dönse« hat, ist der Ofen. Unsere Fig. 36 zeigt sein Bild. Es ist ein in die Stube vorspringender eiserner Kasten, in den durch die Wand hindurch von der Küche aus die Glut und das weitere Feuerungsmaterial hineingeschoben wird, woher er den Namen »Bilegger« führt¹⁸⁸). Rein heiztechnisch betrachtet, entspricht er in seiner Anlage völlig dem Ofen des oberdeutschen Hauses, und nach allem, was wir früher über die Entstehung der Dönse im niederdeutschen Hause zu sagen hatten, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er von dort als zweite Feuerstelle übernommen worden ist. Wenn er daher früher in Schleswig-Holstein als »nordischer« Ofen bezeichnet wurde¹⁸⁹), so bleibt dieser Name, wie es scheint, vorläufig noch unerklärt, jedenfalls aber kann nicht daraus geschlossen werden, daß er als eine originale Erfindung der nordischen Kultur von dort nach Süden gedrungen sei. Das einzige, worauf man zur Erklärung des Namens hinweisen könnte, ist die Tatsache, daß in Dänemark und Norwegen der Schritt von dem, innen mit einem eisernen Kasten gepanzerten Kachelofen, dem sogen. »Eisenkachelofen«, zum reinen Eisenofen wie es scheint selbständig gemacht worden ist, und daß wohl nach diesem Muster und unter dänischer Kulturbeeinflussung auch in Schleswig-Holstein und auf den nordfriesischen Inseln der eiserne Bilegger als »nordisch« bezeichnet wurde, trotzdem man die gegossenen Eisenplatten dazu nicht aus dem Norden, sondern aus dem Süden, nämlich aus Nord- und selbst Mitteldeutschland bezog¹⁹⁰). Diese Annahme wird auch dadurch ein wenig gestützt, daß der Ofen des Angler Hauses demjenigen in Nordfriesland völlig gleich beschrieben wird¹⁹¹).

Damit das Einschieben der Glut von der Küche aus bequem vorgenommen werden kann, so muß die Bodenplatte des Ofenkastens in gleicher Höhe mit der Oberfläche des benachbarten Küchenherdes liegen. Der Ofen sitzt daher nicht direkt auf dem Stubenboden auf, sondern er springt erst

188) Vgl. Schwindraheim, a. a. O. S. 143. Deutsches Bauernhauswerk Blatt »Schleswig-Holstein Nr. 8.«

189) Sauer mann, a. a. O. S. 78.

190) Über den nordischen Ofen vergl. die inhaltreichen Ausführungen bei Troels-Lund, Täggl. Leben in Skandinavien S. 145—153. Leider ist dort aber für die verschiedenen Erscheinungsformen des Ofens nicht angegeben, von welchem Ausstrahlungspunkte ihre Kulturwellen in Schwingung gesetzt sind. — Worauf sich Jensens Angabe stützt, daß man auf Sylt erst seit 1740 Öfen habe (S. 284. Anm. 1), kann ich nicht entscheiden. Vgl. ebenda S. 198, wo er 1725 als äußerste Grenze nennt.

191) Hamm, a. a. O. S. 613 b. Vergl. damit Meiborg S. 81.

in einer Höhe von etwa 30 bis 40 cm in den Stubenraum vor und wird in dieser Lage von ein paar schmiedeeisernen Trägern gehalten, die unter sich durch eine Querstange verbunden, seinen beiden vorderen Ecken als Stützen dienen und mit schleifenförmig geschmiedeten Füßen fest auf dem Boden stehen, so wie es unsere Figuren 36 und 39 zeigen. Um den Rauch, der nach der Küche seinen Abzug findet, an einem Entweichen nach dem Stubeninnern zu verhindern, sind die vorderen Fugen der Ofenplatten durch ein paar darüber gelegte halbzyllindrische Eisenschalen gedichtet und mit Lehm verstrichen. Die Befestigung derselben ist durch aufgeschraubte Messingknöpfe bewerkstelligt, denen an den oberen Ecken ebensolche Bekrönungsknöpfe entsprechen, und die in tadellosem Glanze erstrahlend zugleich als Schmuckstücke des ganzen, an sich nicht sehr umfangreichen Ofens dienen.

Mit diesen Knöpfen allein hat sich nun aber der Ziersinn nicht begnügt, vielmehr boten auch die breiten Flächen der Eisenplatten selbst reichlichen Raum zu seiner Entfaltung. Über dieselben ist denn auch ein reicher Schatz von Dekorationsmotiven ausgebreitet, die in ihrer formellen Gestaltung dem jeweiligen Geschmack ihrer Entstehungszeit folgen. Die ältesten erhaltenen Platten gehören dem 16. Jahrhundert an, und man neigt aus diesem und aus manchem anderen Grunde zu der Meinung, daß der eiserne Ofen überhaupt erst in jener Zeit in den in Rede stehenden Gegenden eingedrungen ist. Die Kunstformen selbst weisen auf eine Einfuhr der Platten aus Deutschland hin, und diese stilkritische Zuschreibung findet durch Inschriften, welche den Entstehungsort der Stücke oder doch den fürstlichen Besitzer der betreffenden Eisenhütte mitteilen, ihre sichere Bestätigung. Die bildmäßigen Darstellungen entnehmen außer Städtebildern und ornamentalen Umrahmungen meist den biblischen Geschichten ihren Stoff¹⁹²⁾.

Alle diese Einzelheiten finden sich nun an dem eisernen Bilegger der Halligdönse des Germanischen Museums als an einem guten Beispiel vereinigt. Die schmale Vorderplatte desselben trägt das Bild der Kreuzigung Christi. Hinter dem Kruzifix flattert ein Band, auf dem, wie es scheint (denn der Rost hat im Laufe der Zeit manche Narbe gefressen), gestanden hat: »Vater, vergieb ihnen!« Rechts und links von der Kreuzesinschrift J. N. R. J. steht der Name des Gießers: CONRAT — JVCKHJN oder LUCKELN, gerade der Familienname ist, abgesehen von den Buchstaben VCK leider nicht mehr deutlich. Die ganze Darstellung ist durch eine Unterschrift bezeichnet als »Chřevtzvng Christi. Lvc. 18«, wobei auch wieder die angeführte Bibelstelle nicht mehr sicher lesbar ist. Darunter endlich steht dann in einer Kartusche die im ganzen gut lesbare Inschrift: »Josias [oder Jonas?]. Grave. | vnd. Her. Zv. | Waldeck. 158. .«

Die beiden Seitenplatten sind einander völlig gleich. Ihre Dekoration, die auf unserer Fig. 36 annähernd klar herauskommt, besteht aus zwei neben einander gestellten Schmalbildern. Das linke derselben stellt die Geschichte

192) Vgl. Sauer mann, S. 28 und 78—79. Traeger, »Halligen« S. 254. »Fries. Häuser« S. 118.

des Jonas dar mit der Inschrift »Jonas« und dem auf dem Rande des Schiffsbildes angebrachten Jahresdatum 1589. Die rechte Hälfte dagegen wird durch die neutestamentliche Parallele zu der Jonas-Erzählung, nämlich durch die Darstellung der Auferstehung Christi eingenommen. Daß diese beiden Bilder mit Bewußtsein als korrespondierende Stücke des alten und neuen Testaments auch hier dargeboten werden, das beweist mit völliger Sicherheit die Inschrift, die in einer Kartusche das ganze untere Viertel der Platte einnimmt: »Matth. XII. | Wie Jonas War 3 Tage Vnd 3 Nacht | In des Wahlfisches Bawch Also Wird | Des Menschen Son 3 Tage Vnnd 3 | Nacht Mitten In Der Erden | Sein.«

Diese Ofenplatten sind in mehrfacher Beziehung interessant, sie legen sowohl für die Geschichte des eisernen Bileggers wie für den Geschmack der Friesen Zeugnis ab. Es ist klar, daß die biblischen Darstellungen dem frommen Sinne der Bewohner sehr willkommen waren, besonders scheint das Kreuzigungsbild auf der Vorderplatte des Ofens mehrfach üblich, wenn nicht geradezu typisch gewesen zu sein, auch an einem anderen Halligofen, dem auf Fig. 39 dargestellten tritt es uns entgegen. Das Jonasbild dagegen war ich zuerst geneigt, mit dem Namen des Grafen von Waldeck, den ich infolge der Rostnarben als »Jonas« gelesen hatte, in Beziehung zu setzen. Allein es ist kein Zweifel, daß es sich um Josias von Waldeck handelt, und so kann auf ihn keine Rücksicht bei der Beurteilung des Bildes genommen werden. Nun aber zählt auch Sauer mann unter den verschiedenen Ofendarstellungen die Geschichte des Jonas mit an erster Stelle als eines der am häufigsten gewählten biblischen Motive auf, und wir können nicht in Zweifel darüber sein, weshalb es gerade die Vorliebe der Friesen erfahren hat. Bot es doch eine willkommene Gelegenheit, nicht nur ein Schiff, das volkstümliche Lieblingsbild, darzustellen, sondern sogar einen Walfischfänger, wie er jedem Seemann von seinen Grönlandsfahrten her vertraut war. In überraschender Weise tritt uns hier die Tatsache entgegen, daß das Volk auch aus der heiligen Schrift sich gewisse Lieblingsgestalten heraushebt, und daß von ihren Geschichten diejenigen am meisten Volkstümlichkeit finden, die in irgend einer Weise sich mit dem Empfinden des Volkes oder mit seinen äußeren Lebensbedingungen besonders nahe berühren. Wie die soeben zum Christentum bekehrten Sachsen ihre hellste Freude daran hatten, wenn im Heliand Petrus bei der Gefangennahme Christi voll Kampfesmut mit gezücktem Schwerte auf den Gegner einhaut, so fand bei den seefahrenden Friesen offenbar die Geschichte von Jonas und dem Walfisch ein besonders lebhaftes Verständnis, und zumal dieselbe von der Kirche als vorbedeutend für die Erlösungsgeschichte betrachtet wurde, so ist ihre häufige Darstellung durchaus begreiflich.

Über die Entstehung unserer Eisenplatten gibt die Inschrift »Josias Grave | vnd Her. Zv. | Waldeck 158.« ziemlich genaue Auskunft. Nach der Stammtafel des Waldeck'schen Hauses kann es sich dabei nur um Josias handeln, der am 18. März 1554 geboren war und von 1578 bis zu seinem am 6. August 1588 erfolgten Tode die Regierung führte. Daß die auf dem

Jonasbilde befindliche Jahreszahl 1589 mit den Regierungsdaten nicht übereinstimmt, kann uns in der Zuschreibung nicht wesentlich beirren. Wir erkennen daraus aber, daß die Entstehung der betreffenden Gußformen um einige Jahre auseinanderfällt. Die Anfertigung der Platten selbst ist unzweifelhaft gleichzeitig, man kann also etwa sagen im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erfolgt. Ob für den Entstehungsort die Wahl zwischen mehreren Waldeck'schen Eisenhütten der Zeit frei bleibt, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls aber wird auch durch unseren Ofen die Annahme, daß die Platten zu den nordfriesischen Öfen aus Deutschland bezogen seien, in ihrer Richtigkeit bezeugt.

Auf dem Ofen steht, gegen die Fliesenwand sich lehnd der Feuerstülpe, ein aus Messingblech gefertigter, mit einem Handgriffe versehener Schirm, unter dem man den Teetopf oder ähnliches warm zu stellen pflegte. Auch er hat mannigfache Verzierung erfahren: ein reich getriebenes Bandornament legt sich über seine Kanten¹⁹³). Dieser Schmuck sowohl wie der leuchtende Glanz des Materials haben den Stülpe offenbar bald vor allem zu einem beliebten Dekorationsstück der Stube gestempelt, so daß hinter diesem Schmuckzweck seine eigentliche Funktion als Wärmehalter mehr und mehr zurücktrat, ja man ist auf diesem Wege schließlich so weit gegangen, daß man an Stelle des Stülps eine Messingschüssel treten ließ, die ihn doch nur als Schmuckstück ersetzen konnte. So schreibt wenigstens für die Heidegegenden Mittelschleswigs Meiborg S. 108: »Auf dem Ofen steht, sich an die Wand lehnd, die blank geputzte Messingschüssel.«

Wie der Stülpe so strahlte auf den Halligen selbst auch der Ofen in besonderem Glanze. Der stumpfe Schimmer der sonst üblichen Graphitierung reichte offenbar, ganz abgesehen davon, daß er auch mit der Unannehmlichkeit der leichten Abfärbung verbunden war, für den Nordfriesen nicht aus, und so fand der mehrfach genannte Reisende Kohl die Halligöfen mit einem blanken, dauerhaften, schwarzen Firniß überzogen, der den Ofen in Bezug auf Reinlichkeit ganz unschädlich macht¹⁹⁴). Wenn also der Ofen in der Museumsstube nur graphitiert ist, so entspricht das vielleicht den modernen lokalen Verhältnissen, nicht aber den älteren, die auch hier den friesischen Sinn für Sauberkeit deutlich erkennen ließen.

Ehe wir nun den Ofen verlassen, ist endlich noch einiges über das Feuerungsmaterial zu sagen, dessen die Halligleute sich zu bedienen pflegten. Auch in dieser Beziehung stoßen wir im Vergleich zu den sonstigen deutschen Gewohnheiten auf abweichende Verhältnisse. Wenn freilich für die friesischen Inseln im allgemeinen und besonders für Amrum und Sylt das Heidekraut als Feuerungsmaterial genannt wird¹⁹⁵), so hat das an sich nichts auffallendes, da es dem bekannten landschaftlichen Charakter entspricht. Ähnlich ist es mit dem Torf, den die Inseln nach Kohls Angabe aus Husum bezogen,

194) Siehe unsere Fig. 36 und vergl. dazu bei Meiborg S. 39 Abb. 45 ein aus dem Flensburger Museum stammendes ähnliches Stück.

194) Kohl a. a. O., I S. 66—67.

195) Vgl. Hamm, a. a. O. S. 612 a | b. Jensen, a. a. O. S. 369.

wohin er von der Geest gebracht wurde¹⁹⁶). Allerdings gab es auch auf Föhr etwas Torf, doch war derselbe wegen seines großen Salzgehalts zu Koch- und auch wohl zu Heizzwecken unbrauchbar. Nur Nordstrand scheint, wenigstens früher, einen brauchbaren Torf geliefert zu haben, denn von ihm besagt eine lateinische Quelle für das Jahr 1656: »Est etiam ibi ericetum quoddam palustre, fungosum solum et terra viscosa, ex qua glebae effodiuntur, quae ad solem desiccatae usum lignorum ad ignis fomentum incolis suppeditant«¹⁹⁷). Jedenfalls aber war im Allgemeinen das Heidekraut nicht ausreichend und der Torf durch den Bezug von auswärts verteuert, und da Kohlen und Holz ebenfalls zu hoch im Preise standen, so bediente man sich eines Brennmaterials, welches in Mittel- und Oberdeutschland wohl nirgends angetroffen wird, indem man den Mist von Schafen und Kühen mit Heu und Stroh vermischte und trocknete und so eine Art von Torf bereitete. Es sind das die je nach ihrer Form sogenannten »Skolen« oder »Ditten«, die als bemerkenswertes Brennmaterial fast von allen Forschern, die über die äußere Kultur Frieslands schreiben, hervorgehoben werden. Auch hier kann ich auf eine nähere Angabe Kohls Bezug nehmen, der sich folgendermaßen darüber äußert: »Ich sah die Düngerfladen, welche in den friesischen Dörfern überall auf den Zäunen, Pfählen und Wallsteinen zum Trocknen aufgeklebt sind, mit besonderem Interesse an, da ich sie ganz ebenso schon in Südrußland gesehen hatte. Die Leute sammeln hier nicht nur den Dünger, so wie ihn das Vieh auf der Wiese ablegt, sondern sie bringen ihn auch mit den Händen in eigene Formen, wie in den südrussischen Steppen. Sie haben auch wie die Bewohner der Steppen verschiedene Namen für die verschiedenen Arten von Kuchen, die sie aus dem Mist bereiten. Die runden nennen sie »Skolen«, die viereckigen aber »Ditten«¹⁹⁸). Diese Feuerungsart, die den Bauern seines besten Düngers beraubt, wird nur verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich um Gegenden handelt, wo der Ackerbau nur wenig oder zum Teil garnicht, die Viehzucht dagegen in reichstem Maße getrieben wird¹⁹⁹), und so erklärt sich auch die von Kohl angezogene Parallele mit der Gewohnheit der russischen Steppenbewohner, die sonst vielleicht etwas Auffallendes haben würde. —

Der Ofen der Halligstube bildet das letzte Stück, welches wir im Zusammenhange ihrer baulichen Einrichtung zu besprechen hatten. Wir verlassen ihn jetzt, um zum Schlusse noch die Ausstattung mit Möbeln und Kleingerät kennen zu lernen. Auch hier begegnen wir dem gleichen Geschmack, der uns schon an den Holzteilen der Wand in plastischer Ausstattung und in koloristischer Behandlung entgegen trat. Ich kann mich also

196) Kohl, a. a. O. I S. 100 und 103. Jensen S. 76—78. Weigelt S. 19.

197) Vgl. Petr. Sax, De praecipuis rebus gestis frisionum septentrionalium. Hrsg. de Westphalen, Monumenta inedita. S. 1370. Ao 1656.

198) Kohl, a. a. O. I S. 103/4. Vgl. auch Sach, a. a. O. S. 238. Weigelt, a. a. O. S. 19. Jensen, a. a. O. S. 76—78.

199) Auch auf Sylt wird nach Jensen S. 139 nur mit Seegrass gedüngt, während der Mist verfeuert wird.

in dieser Hinsicht auf manches früher Gesagte beziehen, und über die technischen Fragen, die ja für diese Darstellungen an und für sich nicht im Vordergrunde stehen, darf ich um so eher kurz hinweg gehen, als alle wichtigeren Einzelstücke auch der Halligstube von Dr. Hans Stegmann im Zusammenhange mit den übrigen Holzmöbeln des Germanischen Museums behandelt sind.

Wenn wir uns erinnern, daß wir das Bett der Halligdönse noch als einen fest eingebauten Kasten antrafen, so ist im Gegensatze dazu um so auffallender, daß die Sitzgelegenheiten, gerade die Stücke, die im deutschen Bauernhause sonst am längsten ihre von Haus aus typische Gebundenheit bewahrt haben, hier völlig mobil geworden sind. Die sonst, in alten Bauernstuben fast immer anzutreffende Eckbank fehlt hier. Wir sehen, daß die Stube nur Stühle neben den teilweise zu gleichem Zwecke verwendeten Truhen als Sitzmöbel enthält²⁰⁰). Es muß aber hervorgehoben werden, daß diese Erscheinung erst eine verhältnismäßig junge Errungenschaft der nordfriesischen Hauskultur bedeutet. Schon aus der Geschichte des deutschen Hausrates, die der Bank als allgemeinem Sitzgerät überall ein höheres Alter als dem Stuhle zuspricht, könnte man das schließen²⁰¹), es ist aber auch durch die äußeren Denkmäler selbst bezeugt, und es scheint, daß im Hallighause die Bank erst während des 19. Jahrhunderts dem Stuhle völlig hat weichen müssen. In den 60er Jahren war sie offenbar noch ein typisches Glied der Stubeneinrichtung, denn Johansen (S. 31) berichtet als allgemein gültig, daß an der Fensterwand eine lange hölzerne Bank gestanden habe, die an der Wand befestigt, also nicht mobil war, und deren Sitzbrett aufgeklappt werden konnte, damit die Bank zugleich als Lade benutzbar war. Selbst aus jüngerer Zeit wird das Vorhandensein der Bank verschiedentlich festgestellt, Traeger fand sie mehrfach noch in den nordfriesischen Häusern des Festlandes, Jensen auf Sylt, das im Flensburger Museum aufgebaute Zimmer aus Nieblum von der Insel Föhr (vergl. Abb. 35) enthält unterhalb der Fensterreihe und auch an einer Seitenwand »aufgestellte Banksitze«, und selbst in dem alten Pfarrhause der Hallig Hooge fand Meiborg in der Wohnstube noch feste Bänke²⁰²).

Nach alledem darf man also nicht etwa annehmen, daß die Bank dem Friesenhause völlig fremd gewesen sei. Sie ist hier nur früher als in den übrigen deutschen Landschaften verschwunden, und die oben angeführten Mitteilungen Johansens scheinen einen Hinweis zu geben, wie die Entwicklung vor sich gegangen ist. Dadurch, daß man das Sitzbrett zum Aufklappen einrichtete, wurde die Bank zu einem Doppelgerät, und sie näherte sich so

200) Dem entspricht es auch, wenn im Jahre 1890 Uhle, a. a. O. S. (66) von dem Föhringer Hause kurz und bündig sagt: »Bänke fehlen«.

201) Vergl. Heyne, Wohnungswesen S. 55. 108 ff. Meringer, Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat (Wiener Sitzungsber. Phil.-hist. Cl. Bd. CXLIV. 1901. H. 6). S. 97 ff.

202) Vergl. Träger, Fries. Häuser S. 116/117. Jensen S. 198. Sauer mann S. 30, 88 u. 89. Meiborg S. 67, Anm. 1.

sehr dem Kastenmöbel, daß von der fest eingebauten Bank bis zu der frei beweglichen Sitztruhe kein großer Schritt mehr war. Indem nun diese letzteren, die ja längst vordem schon vorhanden waren, sich an die Stelle der Bank setzten, erhielt zugleich auch der Stuhl als Sitzmöbel eine erhöhte Bedeutung. Wenn er aber schließlich allein das Feld behauptet hat, und zwar schon zu einer Zeit, wo die Bank in den übrigen deutschen Bauernhäusern noch zum festen Bestande des Hausrates zählte, so muß doch innerhalb der friesischen Hauskultur eine bestimmte Tendenz vorhanden gewesen sein, die jenes Ergebnis mit vorbereiten half. Es ist nicht unmöglich, daß der oft genannte friesische Reinlichkeitssinn zu der Entwicklung beigetragen hat, indem er die leicht als Schmutzfänger wirkenden Winkel unter der Bank zu vermeiden suchte und deshalb den beweglichen Stühlen den Vorzug gab. Andererseits könnte man vielleicht auch geneigt sein, zur Erklärung auf das holländische Vorbild hinzuweisen: wir erinnern uns, daß auch in der Hindelooper Kamer keine eigentliche Sitzbank vorhanden war. Indessen durch diesen Hinweis wäre die Lösung der Frage nicht erreicht, sondern nur umgangen.

Die Form der Halligstühle wird aus unseren Abb. 35, 36 und 39 hinreichend klar. Sie ähneln in Bezug auf die vielfache Verwendung von Rundstäben den Stühlen, die wir in Hindeloopen kennen gelernt haben, weichen aber in ihrer ganzen mehr gedrungenen Form wesentlich von jenen ab. Besonders fallen an ihnen die beiden Sitzwangen und die Lehnen auf durch eine starke Verwendung von mannigfach profilierten Säulchen und Stäbchen, sowie an den breiteren Holzflächen durch ein in Flachrelief gehaltenes Schnitzwerk, in welchem bärtige starke Männer, Ungeheuer des Meeres, Walroße und Walfische ihr Spiel treiben²⁰³). H. Sauer mann hat in einem Artikel: »Schleswig-Holsteinische Möbel« im Kunstgewerbeblatt 1889, Bd. V. S. 59 ff. eine genauere Beschreibung speziell der Stühle gegeben, bei welcher Gelegenheit er neben zwei anderen Beispielen auch einen von der Hallig Langeneß stammenden Stuhl aus der Mitte des 17. Jahrhunderts abbildet. Das Material desselben ist ein dunkles ausländisches Holz, welches Reste von Politur zeigt und ursprünglich also sicher unbemalt war. Johansen gibt als gewöhnliches Material Eichenholz an. Daß aber auch dieses früher meistens unbemalt war, ließe sich einmal aus der Geschichte des, wie wir sahen, erst im Laufe des 18. Jahrhunderts eindringenden Kolorismus schließen, und weiterhin wird es auch direkt bezeugt, wenn Biernatzki S. 17 erzählt: »Die mit losen Kissen belegten Stühle und der Tisch, der durch seine Größe den Raum der Stube sehr beengte, waren nur von ungefärbtem Holze und verdankten ihre Politur allein dem beständigen Gebrauch und der fleißig reinigenden und glättenden Hand«.

Man sieht also auch hier, daß die farbige Ausstattung des Möbels wie des ganzen Zimmers erst verhältnismäßig jung ist. Als typische Farben nennt Sauer mann rot, gelblichweiß, blau und olivgrün, genau wie wir sie auch an den Holzteilen der Wände gefunden haben, und wie sie an den Stühlen der Halligdönse selbst zum Teil uns entgegnetreten.

203) Vergl. Johansen S. 31.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Sauer mann in Profilen und Ornament holländischen Einfluß an den Stühlen erkennt. Die Möglichkeit dafür ist, wie ich bereits hervorhob, durchaus vorhanden. Es aber im Einzelnen nachzuprüfen, dazu würde es eines umfangreichen Materials bedürfen, über dessen Kenntnis ich leider nicht verfüge²⁰⁴).

Die Sitzfläche der Stühle besteht meistens aus Brettholz. Feste Polsterung fehlt hier wie in allen anderen Bauernhäusern Deutschlands noch gänzlich, allein der erste Schritt dazu ist schon seit langer Zeit geschehen, denn auf Stühlen und Truhen liegen Kissen, die dem hölzernen Möbel, wenigstens in den Augen des in dieser Beziehung verwöhnten Städters erst ihre volle Bequemlichkeit verleihen. Die Bezüge dieser Kissen, die durchweg als Hausfleißarbeiten entstanden sind, präsentieren sich dem Forscher als eine interessante lokale Spezialität, die in einzelnen Gegenden Schleswig-Holsteins noch bis in den Ausgang des 19. Jahrhunderts in lebendiger Übung sich erhalten hat.

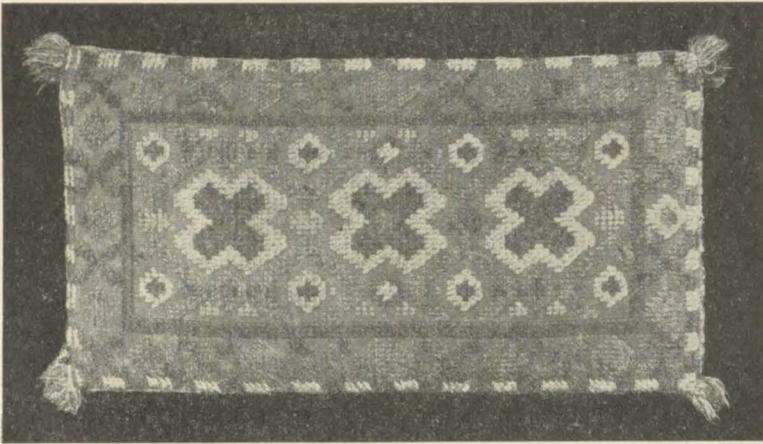


Fig. 41. Nordfriesisches Stuhlkissen in Noppentechnik im Germanischen Museum.

Sie wurden in der Weise hergestellt, daß man auf einem weitmaschigen einfachen Grundgewebe aus Wolle und Leinen mittelst eingeknoteter Wollbüschel oder »Noppen« eine derbe geometrische Musterung hervorbrachte, oder aber indem man auf einem ganz leinenen Grundgewebe dicht gesetzte Büschel zu einem Muster anordnete und dann aufschnitt, sodaß sie auf dem Fond eine sammetweiche Fläche bildeten²⁰⁵). Fig. 41 gibt eines der im Germanischen Museum befindlichen derartigen Kissen wieder. Aus ihr kann man wenigstens die einfache derbe, meist an geometrische und lineare Formen gebundene Musterung gut erkennen, während der an denselben

204) Zum Vergleich verweise ich auf den von H. Stegmann in den »Mitteilungen d. Germ. Mus.« 1903. S. 116 Fig. 48 abgebildeten und ebenda S. 119 besprochenen Stuhl aus dem benachbarten Ostenfeld, mit Stäbchen und Schnitzwerk, rot bemalt und mit strohgeflochtenem Sitz.

205) Sauer mann, a. a. O. S. 15/6 u. 20/1. — Kissen mit gewirkten Überzügen bezeugt für das Angler Haus. Hamm, a. a. O. S. 613 b. Über Bankpolster vergl. Troels-Lund »Tägl. Leben« S. 187.

Stücken zu Tage tretende, in seiner Feinheit und Treffsicherheit geradezu erstaunliche Farbensinn nur durch die farbige Wiedergabe einer größeren Anzahl solcher Kissen zur Anschauung gebracht werden könnte.

Wie lange die Kissen bereits in Gebrauch sind, vermag ich leider nicht einmal annähernd zu bestimmen. Daß aber für ihre Verwendung ein beträchtliches Alter angesetzt werden muß, dafür scheint mir der nur durch eine lange Übung gefestigte Geschmack in ihrer Ausstattung einen sicheren Beweis zu liefern. Die Zahl, nach der sie in einem wohlausgestatteten Hause angebrochen wurden, war für bäuerliche Verhältnisse eine sehr bedeutende. Wenn sogar eine von Schiller und Lübben II, 467 zitierte einschränkende Bestimmung immer noch zwölf Kissen für eine Brautaussteuer zuläßt mit den Worten: »ok en schal men nyner brud mede geven beneyedes werkes meer dan eyn vynsterlaken unde twelf kistenkussene edder stöllkussene«, so kann man mit Sicherheit daraus schließen, daß sie in Wirklichkeit in noch viel größerer Anzahl anzutreffen waren. —

Wo nun wie im nordfriesischen Hause die fest eingebaute oder doch wenigstens an ihrem von Alters her gewöhnten Platze verharrende Bank verschwunden und durch Stühle ersetzt, das Sitzgerät also mobil geworden ist, da kann man im allgemeinen auch annehmen, daß damit zugleich der alte landschaftlich charakteristische Typus in der Anordnung der Möbel etc. im Schwinden begriffen ist. Im nordfriesischen Hause haben aber die Stühle wenigstens insofern noch ihren typischen Platz bewahrt, als einer von ihnen meist neben dem Ofen (vgl. Fig. 36 und 39), zwei aber zur Benutzung für den Hausherrn und die Hausfrau vor der Fensterwand im Ausbauer stehen. Zwischen diesen beiden letzteren befindet sich der Tisch, der sich an den, die beiden Fenster trennenden Wandpfeiler anlehnt. In dem Föhringer Zimmer des Flensburger Museums ist er, wie unsere Fig. 35 zeigt, ein schweres Möbel mit dicker Holzplatte über dem Tischkasten und mit Kugelfüßen, die an holländischen Einfluß denken lassen. Viel häufiger aber wird der sogen. holländische Tisch angetroffen, den wir schon im Hindelooper Zimmer kennen lernten, ein Klapptisch mit beiderseits herabhängenden Platten, die je nach Bedarf aufgeklappt und dadurch hochgehalten werden, daß man die im Scharnier laufende Hälfte eines der Tischbeine unterschiebt, welches zu dem Zwecke in seiner ganzen Länge von oben nach unten durchgespalten ist. Da diese Vorrichtung sich auf beiden Seiten findet, so kann man also sagen, daß der Tisch auf zwei ganzen und zweimal zwei halben Beinen ruhe, eine Einrichtung, die auf den Beschauer, der ihr zum erstenmale begegnet, einen merkwürdigen Eindruck macht. Traeger hat ihr deshalb auch eine eingehende Beschreibung gewidmet²⁰⁶⁾

Zu dieser beschriebenen Art gehört auch der in der Halligstube unseres Museums befindliche Klapptisch. Derselbe ist farbige ausgestattet: er zeigt auf blauem Grunde ein graublau gehaltenes Rokoko-Kartuschenwerk mit Blumen-

206) Traeger, »Fries. Häuser« S. 117. — Über den Tisch der Halligdönse vgl. auch Sauer mann, a. a. O. S. 32 und Jensen S. 205/6.

ranken von roten und weißen Rosen. Darin befindet sich auf jeder der Klappen die Darstellung eines Liebespaares, die nicht ohne Laune die Bilder eines bescheidenen und eines zudringlichen Liebhabers einander gegenüber stellen.

Neben diesem Klapp Tisch sehen wir in der Dönse noch einen zweiten, sehr leicht gebauten Tisch mit Schublade und gedrehten Beinen, dessen Bemalung in grün und schwarz durchgeführt ist. —

Als letzte Möbelgattung, die ein typisches Glied in der Ausstattung der Hallig-Dönse bildet, und die wir demgemäß auch schon mehrfach gelegentlich zu erwähnen hatten, müssen wir endlich noch die Truhe nennen. Dieselbe ist in zwei Exemplaren in unserer Stube vertreten. Die eine derselben steht, ebenso, wie es auf dem mehrfach erwähnten Bilde von Alberts der Fall ist, unmittelbar vor dem Bettloche, sodaß die Beiderwandvorhänge noch ein wenig auf das über sie gebreitete Truhenkissen herabfallen (vgl. Fig. 36). Die Truhe selbst zeigt in ihrem Bau die auffallende Erscheinung, daß sie sich nach unten



Fig. 42. **Truhe in der Hallig-Dönse des Germanischen Museums.**
Erworben auf der Insel Röm. 15. Jahrh.

leicht verjüngt. Sie stammt von der nordfriesischen Insel Röm, und sie ähnelt in ihrem naturalistisch gehaltenen Ornament ein wenig der plastischen Ausstattung des früher erwähnten Wandschranks mit der Jahreszahl 1586. Dr. Hans Stegmann, der ihre Entstehungszeit, wie mir scheint mit Recht in das 17. Jahrhundert setzt, hat sie in den »Mitteilungen« 1904 S. 108 näher besprochen. Auf ihn sei hiermit verwiesen, und indem ich die von ihm auf S. 106 gegebene Abbildung in Fig. 42 wiederhole, darf ich mich der Aufgabe, eine genauere Beschreibung ihres Schnitzwerkes zu geben, überhoben halten. Nur das eine möchte ich auch hier hervorheben, daß dasselbe seine Motive deutlich der heimischen Pflanzenwelt entlehnt hat. Daß das Stück am Orte selbst entstanden ist, muß daher wohl als wahrscheinlich angenommen werden. Freilich wage ich nicht zu entscheiden, ob es sich dabei um ein Erzeugnis des Hausfleißes oder um eine handwerksmäßige Arbeit handelt. Der letzteren Annahme neigt Sauer mann im allgemeinen zu, denn er äußert sich dahin, daß man trotz der an den Hausgeräten sich offenbarenden Geschicklichkeit

der Landbevölkerung im Schnitzen doch nicht annehmen dürfe, daß auch die reich geschnitzten Truhen und Kästen als Hausfleißarbeiten anzusehen wären²⁰⁷⁾.

Die Truhe zeigt in ihrem heutigen Zustande die reine Naturfarbe, und es ist auch keine Spur von ehemaliger Bemalung daran zu entdecken. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß sie von der ganzen, im übrigen doch so reich sich betätigenden coloristischen Geschmacksperiode unberührt geblieben ist, und auch daraus schon könnte man, selbst wenn nicht andere Anhaltspunkte dazu kämen, vermuten, daß mit ihr eine der selteneren Arbeiten auf uns gekommen sei, die vor die große Überschwemmung vom Jahre 1717 oder selbst vor diejenige von 1634 zurückreichen.

Unzweifelhaft jüngeren Alters als dieses erstgenannte Stück ist die zweite Truhe²⁰⁸⁾, die unter dem Wandschrank zwischen Eingangstür und Ausbauer ihre Aufstellung gefunden hat. Auch bei ihr ist die Vorderseite mit reichem Schnitzwerk versehen, welches neben dem erwähnten Flechtband-Ornament zwischen zwei Blumenvasen einen Kranz enthält, in dem von einer Krone überragt das Doppelmonogramm F R zu lesen ist. Die Bezeichnung »Anno 1751« läßt über die Entstehungszeit keinen Zweifel. Im Gegensatz zu der älteren ist diese jüngere Truhe bemalt, und zwar in vorherrschend blau, grün und rot.

Der Zweck der Truhen ist bekannt: sie enthalten den Hausschatz von Leinenzeug, Feierkleidern und seidenen Tüchern, und sie bergen zugleich in einem Schiefach einzelne Kleinodien an goldenen Ringen und Ketten, die der Halligbewohner so sehr liebt²⁰⁹⁾.

Eine Wiege enthält unsere Dönse nicht. Das Bild einer solchen ist aber auch auf Fig. 35 im Vordergrund rechts zu sehen, und zwar handelt es sich dabei, wie mir scheint, um dasselbe Exemplar, welches auch Meiborg S. 90 in Fig. 136 abbildet. Er versetzt seine Entstehungszeit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und giebt Nordstrand als Herkunftsort an. Über Bau und Dekoration solcher Wiegen äußert sich Jensen auf S. 234/5 folgendermaßen: »Es ist interessant, daß die Wiegen auf den Inseln in ihrer Form kaum von einer Bettstelle in verjüngtem Maßstabe verschieden, namentlich ältere, häufig mit biblischen Bildern bemalt oder mit erhabenem Schnitzwerk versehen waren und sind. Dieselben sind meistens aus Eichenholz gefertigt und die Seitenwände aus mehreren Täfelchen zusammengestellt. Auf diesen ist beispielsweise die Entwicklung des Kindes oder die Geschichte des Jesuskindes in verschiedenen Bildern zur Darstellung gekommen. Leider sind in der Fluth von 1825 viele derartige kunstvoll ausgestattete Wiegen verloren gegangen.«

Damit ist die Reihe der Möbeln in der Hallig-Dönse erschöpft, und wir haben nur noch einen kurzen Blick auf das kleine Gerät zu werfen, welches

207) Sauer mann, Führer S. 12 Anm.

208) Vgl. Stegmann a. a. O. S. 108.

209) Biernatzki a. a. O. S. 17.

an den Wänden des Zimmers verteilt, den verschiedensten Aufgaben des Haushaltes zu dienen hat, und welches dabei doch fast durchweg in so zierlichen Formen gehalten ist, daß es zugleich zum Schmuck des Raumes beizutragen vermag. So hängt an dem Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ein dreieckiges Gestell, der sogenannte »Tresor«, grün gestrichen mit roten Kanten, auf dessen Querbrettern Teetassen und ähnliches Porzellangeschirr aufgestellt gefunden haben. Die Anfangsbuchstaben der Besitzerin und das Jahr der Entstehung sind in der Inschrift: »17 S. P. 80« angegeben²¹⁰). An der entgegengesetzten Wand neben dem Ofen sehen wir die Uhr, den zierlich geschnitzten Pfeifenhalter und den messingenen Bettwärmer (vgl. Fig. 36), lauter Gegenstände, die wir fast genau in gleicher Form schon in der Hindelooper Kamer kennen gelernt haben, und die somit wiederum die Ähnlichkeit mit der holländischen Hauskultur hervortreten lassen. Hier wie dort hat der Bettwärmer den in durchbrochener Arbeit gefertigten Deckel, dessen Ornament an unserem Stücke eine Vase mit schweren stilisierten Blumenranken und die Bezeichnung: »Ancke Broders — Broder Melfsen 1738« trägt. Die Uhr als solche scheint in Schleswig zuerst an der Westküste und also auch wohl auf den Halligen sich eingebürgert zu haben. Sie war hier schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts bei Großbauern anzutreffen, und 100 Jahre später hatten selbst kleine Leute dort schon ein Gehwerk, Zeigerwerk oder Stubenwerk im Gehäuse, während sich zu derselben Zeit in anderen Gegenden z. B. südlich von Kolding, selbst ansehnliche Höfe noch mit einer Sonnenuhr oder mit einem Stundengläse für drei oder vier Stunden begnügten²¹¹). Zieht man diese allgemeine Geschichte der Verbreitung der Uhr in Nordfriesland in Betracht, und nimmt man dazu, daß auch Clement S. 135 angiebt, daß die Stubenuhr »gemeinlich eine friesische von Holland her« gewesen sei, so kann man die Vermutung nicht abweisen, daß auch ihre Einführung in Nordfriesland dem holländischen Einfluß zu verdanken sei. Wie in Hindeloopen ist auch hier das Uhrwerk zum Schutz gegen den Staub mit einem weißen Leintuch überhängt.

Als letztes Stück kleinen Gerätes finden wir über dem Guckfensterchen neben der Eingangstür eine Art Präsentierteller aufgehängt, der mit reichem Schnitzwerk ausgestattet ist, und von dem man mir sagt, daß er zum Tragen der Täuflinge benützt worden sei. — Daß in der Stube des Museums das Mangelbrett fehlt, welches auch auf den Halligen in schöngeschnitzten Exemplaren als Minnegabe verschenkt wurde und in jedem Hause anzutreffen war, und daß wir ebenso uns vergebens nach der üblichen Feuerkieke (dänisch »Kike« oder »Stof«) umsehen, ist lediglich als Zufall zu betrachten, der eine noch auszufüllende Lücke in der Stubenausstattung erkennen läßt.

210) Abbildungen solcher »Tresors« finden sich bei Schwindrazheim S. 137 und auf dem Halligblatt des Deutschen Bauernhaus-Werkes Abb. 27. Für die Heidegegenden Mittelschleswigs erwähnt sie Meiborg S. 108.

211) Meiborg S. 192. — Über die Geschichte der Uhr in Skandinavien vgl. Troels-Lund, »Tägl. Leben« S. 214—218. — Für Sylt gibt auch Jensen S. 198 noch Stundengläser an, indem er, wie es scheint, die Zeit um 1725 dabei im Auge hat.

Ein über der Eingangstür angebrachtes Schiffsbild, sowie das von der Decke herabhängende Schiffsmodell sind vor allem als Erinnerungsstücke aufzufassen, während die auf den Gesimsbörten aufgestellten Porzellanteller sowohl als Reiseandenken wie als Dekorationsstücke auf den Bewohner der Stube herabblicken. In diesem Zusammenhange ist auch noch einmal auf die Nippsachen hinzuweisen, die wir in dem Glasschränkchen der Rückwand zu bemerken, schon früher Gelegenheit hatten, und deren Wertschätzung den Nordfriesen in gleicher Weise mit den Holländern wie mit den Skandinaviern gemeinsam war²¹²⁾.

Ein paar merkwürdige Dekorationsstücke muß ich noch erwähnen, die zwar in der Dönse des Museums fehlen, die aber sich offenbar allgemeiner Beliebtheit erfreuten. Kohl schreibt darüber (I, 113—114): »In der Mitte des Zimmers hingen an bunten Schnüren zwei Glaskugeln, die inwendig wie Spiegel mit Staniol überzogen waren und alle Gegenstände in einem Miniaturbilde zurückspiegelten. Solche Glaskugeln, so groß wie Straußeneier, findet man hier fast in jedem wohleingerichteten Zimmer. Ich weiß nicht, woher die Leute sie beziehen«. —

So nehmen wir von der Halligstube Abschied, indem wir mit einem letzten Überblick noch einmal den harmonischen Eindruck des kleinen, aber in allen Einzelheiten für Land und Leute so charakteristischen Raumes mit voller Frische auf uns wirken lassen, und noch einmal überzeugen wir uns wie zur Kontrolle, daß auch für unsere Dönse die Worte zutreffen, mit denen Weigelt die ihm so wohlvertraute Halligstube gepriesen hat: »Daß nur Keiner sich auf den Eintritt in eine ärmliche Wohnung gefaßt mache! Alles ist hier eigentümlich, behaglich und im höchsten Grade sauber. Durch die klaren Fensterscheiben dringt das Sonnenlicht ungetrübt und beleuchtet ein zum Empfange vorbereitetes Zimmer. Die Wände sind mit sogenannten Kacheln ausgesetzt, das sind gebrannte und mit Glasur überzogene Steine, entweder mit Arabesken oder mit Szenen aus der biblischen Geschichte bemalt, wie man das häufig auf alten Öfen findet; an den Wänden hängen Bilder, zum Teil solche, die dem Geschmack keine Schande machen; eine kleine Büchersammlung, in welcher die Bibel nicht fehlen darf, ein Glasschrank mit Porzellan und Silbergeschirr, kurz Alles zeigt uns statt der erwarteten Armut vielmehr einen gewissen Grad von Wohlhabenheit, besonders auf den größern der Halligen. Der Tisch ist mit sauberem Leinen gedeckt, das Wasser brodeln in dem blanken messingenen Kessel; allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käse ist für den Gast zurecht gestellt. Das Beste aber sind die über den Besuch frohen Menschen«²¹³⁾.

Die Bekanntschaft dieser Menschen selbst muß dem Museumsbesucher versagt bleiben, aber da wir ihr Haus und ihre Stube musterten, ist auch von ihrem eigenen Wesen vor unserem geistigen Auge ein Bild erstanden;

212) Vgl. Tröls-Lund, »Tägl. Leben«, S. 214.

213) Weigelt, a. a. O. S. 25. — Über die große Sauberkeit der Friesen vergl. Jensen S. 80; Johansen S. 33. Kohl I. S. 66/67. 113 und 173.

denn die Wände, in denen sie leben, erzählen von ihrer Arbeit und ihren Gefahren, von ihrem Glauben und von ihrer Empfänglichkeit für freundliches und zierliches Wesen der äußeren-Erscheinung, und über dem ganzen Hausrat liegt ein Glanz und ein Schimmer, daß es uns ist, als sei die Hausfrau soeben durch die Dönse gegangen, um mit säubernder Hand noch einmal alles für unseren Anblick herzurichten.
